Aufsätze

zur

Lahrer Heimatkunde.

Gesammelt und herausgegeben

von

Dr. K. Fecht.

I. Teil.

Beilage
zum Jahresbericht des Großh. Gymnasiums Lahr.

Lahr in Baden.
Druck von Moritz Schauenburg.
1914.

Nr 886

9ca (1914)
1

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Benutzte Literatur.

Sütterlin, Lahr und Umgebung.
Stein, Geschichte und Beschreibung der Stadt Lahr.
Müller, Beiträge zur Geschichte der Stadt Lahr.
Eisenlohr, Aus Lahrs Vergangenheit.
Neu, Beiträge zur Geschichte der Stadt Lahr.
Scharf, Zur Heimatkunde von Lahr.
Chr. L. Fecht, Die Charakteristik und Naturherrlichkeit von Lahr und Umgebung.
Wagner, Fundstätten und Funde. I. Teil.
Wingenroth, Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden. VII. Bd.
Ruppert, Geschichte der Ortenau.
Schuster, Die Burgen und Schlösser Badens.
Näher, Burgenkunde.
Siefert, Grüselhornklänge.
Reinhardt, Der Mensch zur Eiszeit in Europa.
Rebmann-Gotheim-Jagemann, Das Großherzogtum Baden.
Beinert, Geschichte des badischen Hanauerlandes.
Heilig, Die Ortsnamen Badens.
Krieger, Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden.
Heilig, Freiburger Lesebuch.
Anthes, Zur Ringwallforschung.
" Ringwallforschung und Verwandtes.
Guth, Das Erste deutsche Reichswaisenhaus in Lahr.
Beck, Die Stadt Lahr im 18. und 19. Jahrhundert.

Landes- u. Stadt-Bibl.
Düsseldorf

44. g. 304

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die folgenden Aufsätze wollen keine neuen Ergebnisse von wissenschaftlichen Forschungen auf dem Gebiete der Heimatkunde bringen; sie bieten lediglich eine Zusammenstellung des bisher darüber Bekannten für die Jugend. Neu werden nur die Mitteilungen über die sogenannte Heidenburg sein. Der Geschichtschreiber Lahrs, Amtmann Stein, der diese Burg erwähnt, schreibt im Jahre 1827 darüber: „An ihr zieht sich auf einige 100 Schritte der Heidengraben in das Gebirge hinein, dem Anscheine nach von der Kunst zur Verteidigung benutzt; an dessen linken steilen Abhange sowohl als auf der Höhe sind ebenfalls Verschanzungen angebracht.“ Mit diesen Angaben hat man sich bis heute begnügt; genauere Nachforschungen oder gar Grabungen wurden seitdem keine angestellt, so daß Wagner noch 1908 in seinen „Fundstätten“ auf Steins Zeugnis angewiesen ist. Und doch handelt es sich hier um eine der umfangreichsten bis jetzt bekannten Ringwallanlagen. — Im übrigen bezweckt die Zusammenstellung dieser Aufsätze die Grundlage für ein „Lahrer Lesebuch“ zu schaffen, das, nach dem Vorgange des von Heilig herausgegebenen vortrefflichen „Freiburger Lesebuchs“, die Lahrer Jugend mit ihrer Heimat und Heimatsgeschichte bekanntmachen, sie zum Nachdenken darüber und eigenen Forschen anregen, vor allem aber die Liebe zu ihrer Heimat in ihr wecken soll. Daß dieses Unternehmen nicht überflüssig ist, zeigt die Erfahrung.

Lahr liegt auf uraltem Kulturboden. Die günstigen Siedlungsbedingungen, vor allem der fruchtbare Lößboden und das milde Klima, haben schon in den frühesten Zeiten Ansiedler angelockt. Altertumsfunde zeigen, daß seit der jüngeren Steinzeit Menschen in unserer Gemarkung gewohnt haben.

Zum Verständnis dieser Altertumsfunde, von denen eine Anzahl in unserer städtischen Sammlung aufbewahrt wird, manche aber auch nach Freiburg und Karlsruhe gewandert sind, wurde eine kurze Übersicht und Charakterisierung der einzelnen vorgeschichtlichen Kulturepochen zusammengestellt. Diese Zusammenstellung erschien um so weniger entbehrlich, als selbst Schüler der Oberklassen erfahrungsgemäß auf diesem Gebiete nicht immer die wünschenswerten Kenntnisse besitzen.

Eine Fortsetzung der vorliegenden Sammlung wird im Laufe des nächsten Jahres erscheinen; dabei soll besonders die Umgebung Lahrs berücksichtigt werden. Beiträge dazu und etwaige Ergänzungen bezw. Berichtigungen der für jetzt gebotenen Aufsätze werden dankbarst vom Herausgeber entgegengenommen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

I. Auf dem Schutterlindenberg.

1. Mittagszauber.

An unserer Anstalt befindet sich ein Schüler — nennen wir ihn kurzweg Karl —, der, sonst ein vortrefflicher Junge, äußerst kritisch veranlagt ist und darum an fast jedem Ding irgend etwas auszusetzen weiß; besonders gefällt ihm, seit er neulich einige andere Städte des Landes kennen gelernt hat, seine eigene Vaterstadt nicht mehr recht. Die Straßen sind ihm, im Vergleich zu denen in Mannheim, zu krumm und zu eng; es fehlt ein Hoftheater wie das in Karlsruhe; Lahr hat keinen Münsterturm wie Freiburg, nicht einmal einen richtigen Fluß zum Kahnfahren wie Heidelberg; Russen, Minister oder gar asiatische Prinzen und Prinzessinnen kriegt man, wie in Baden täglich, hier das ganze Jahr nicht zu sehen; zum Skifahren ist kein Feldberg in der Nähe. — Nur Offenburg steht in Karls Augen noch unter Lahr, teils weil ihm, dem geborenen Lahrer, dies nun einmal so im Blute liegt, teils auch wegen „dem dummen" neuen Bahnhof; da begegnete es ihm nämlich einmal, daß, infolge unrichtiger Einschätzung der Länge des dortigen Bahnsteiges, ihm, dem allezeit pünktlichen Karl, als er gerade in der Versenkung des Durchgangs verschwunden war, der Zug buchstäblich über dem Kopfe weg davonfuhr; das hatte dann ihm, dem friedliebenden Karl, der doch selber keinem Menschen zu nahe tritt, verschiedene anzügliche Redensarten von seiten einiger dort umherlungernder Offenburger Realschüler eingetragen; vom Bahnsteigschaffner war er, der allezeit höfliche Karl, angesichts einiger Damen in der gröblichsten Weise angeschnauzt worden, in Lahr war er, statt um 6 Uhr, erst um 9 Uhr abends angekommen, hatte sich infolgedessen nicht mehr genügend für den folgenden Tag vorbereiten können, und tags darauf war er, der peinlich korrekte Karl, er, der Erste der Klasse, in Gegenwart des schadenfroh grinsenden Zweiten, wegen „bodenlos frechen Unfleißes und überhaupt beginnenden Rückschrittes" strengstens verwarnt worden. Man begreift, daß Offenburg für Karl abgetan war; und unmittelbar hinter diesem Offenburg — man bedenke! — kam in seinen Augen als Inbegriff aller Rückständigkeit Lahr!

Um dem Jungen einen richtigeren Begriff von seiner Heimat beizubringen, lud ich ihn an einem schönen Sommertage zu einem Spaziergange auf den Schutterlindenberg ein, wo man gerade bei der klaren Luft eine ungewöhnlich lohnende Aussicht hatte. Der Tag war heiß; die Sonne stand über unsern Häuptern, und senkrecht fielen ihre Feuerpfeile auf uns herab. Wir empfanden es darum angenehm, als uns, oben angekommen, der Schatten der Lindenbäume aufnahm, und setzten uns auf eine der Ruhebänke, um hier Rast zu halten.

Soeben hatten die Glocken drunten in Stadt und Dörfern die Mittagsstunde eingeläutet, und gerade verhallte noch ersterbend aus der Ferne ihr letzter Ton. Nun Stille rings um uns. Nur droben in den Zweigen, durch die der leise Windhauch zieht, ein heimliches Raunen und Flüstern, und in den nahen Kornfeldern, deren reife Ähren sich wiegend gegeneinander schlagen, ein feines Klingen wie von Metall; dazwischen kurzes, abgeschnittenes Summen von Bienen und Hummeln, die müde ihren Honig sammeln. Dann und wann auch raschelt ein welkes Blatt, das dort im Grase liegt und sich mit leisen plötzlichen Bewegungen zusammenrollt, als krümme es sich unter den Strahlen der Sonne.

Und der Mittagszauber beginnt umzugehen, und seine Traumeskörner, die er mit unsichtbaren Händen ausstreut, rieseln sachte, sachte auf alles Leben herab. Der Windhauch schläft ein, das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Flüstern in den Zweigen oben, das Klingen in den Kornfeldern verstummt; müde neigen die Blumen ihre Köpfchen zum Schlummer; Hummeln und Bienen fallen schlaftrunken auf die Blüten; dort auf einem Grashalme sitzt ein bunter Falter; seine Flügel zittern leise; er träumt von einer blauen Blume, aus deren Kelche er süßen Honigseim trinkt; selbst der alte Schubert dort auf seinem Postamente nickt träumend mit dem ernsten Haupte; schlafend liegt auch die Erde da, und kaum spürt man ihr leises Atmen. Und über all die Schläfer breitet die Sonne ihre goldgewirkten Schleier. Und jetzt hat auch uns der Zauber der Mittagsstunde in ihren Bann geschlagen. Schwer fallen uns die Augenlider zu; aber seltsam, alles, was um uns her geschieht, können wir sehen und hören. Und merkwürdige Dinge sind's, die da vor sich gehen. Was vorhin als das Rauschen der Blätter, als das Klingen der reifen Kornähren erschien, das sind heitere Melodien, die ein Orchester von gar wunderlichen Musikanten ertönen läßt. Da streicht ein behäbiger schwarzer Käfer den Brummbaß, zwei dicke Hummeln sind die Cellisten; einige Bienen spielen Violine, und Grillen blasen Flöten und Klarinetten; in ihrer Mitte aber schlägt als Kapellmeister eine große Heuschrecke den Takt dazu. Und dort der bunte Falter ist ja gar kein Schmetterling mehr, sondern die Elfenkönigin, und die Blumen sind zu Elfen geworden, die sich nach den Klängen des Orchesters um ihre Königin in lustigem Reigen drehen. Und siehe dort! in ganzer Menschengröße steigt der alte Schubert von seinem Postamente herab, und wahrhaftig, da kommt er auf uns zu, begrüßt uns als alte Bekannte, die ihm ja fast täglich in seiner luftigen Behausung Besuch machen —, setzt sich neben uns und beginnt uns Geschichten aus vergangenen Tagen zu erzählen. Das war in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Noch stand in Lahr kein Staatsbahnhof; noch verpestete der Rauch der Straßenbahnlokomotiven die Luft der Kaiserstraße nicht; noch waren keine Kasernen gebaut. Kaum 6000 Einwohner zählte damals die Stadt, und gemütlich spielte sich das Leben darin ab; das hastige und nervöse Treiben von heute kannte man damals noch nicht. An Sommerabenden, nach des Tages Arbeit, saß man vor seinem Hause und unterhielt sich freundnachbarlich miteinander, während die Knaben und Mädchen in der Nähe ihre fröhlichen Kinderspiele spielten, sicher vor der Gefahr, von irgendeinem daherrasenden Auto überfahren zu werden. Und wenn dann die Glocke auf der Stiftskirche Feierabend bot, wurden Gespräch und Spiel abgebrochen; jung und alt begab sich zur Ruhe, das Leben verstummte in der Stadt; nur der Mondschein wachte in den Gassen und Gäßlein, und verschlafen rauschten die Brunnen durch die stille Sommernacht. Wie behaglich und ungestört schlief's sich da in all der Ruhe; nur dann und wann klang, wie aus weiter Ferne, durch die friedlichen Träume der traute Ton des Posthorns. Und dann das fröhliche Treiben im Herbste bei der Weinlese! Fast jeder Bürger der Stadt hatte seinen Rebgarten. Traubenkrankheiten kannte man damals noch nicht; schier unerschöpfliche Fülle lieferten die Weinstöcke; oft fehlte es an Fässern, das edle Rebennaß aufzubewahren. Und wie billig war da das Leben! Kaum einen Groschen kostete die Maß echten Weins, einen Kreuzer der Schoppen köstlichen Lagerbiers; für einen Kreuzer konnte man sich satt an Kirschen essen; ein Pfund des besten Fleisches kaufte man für einen Sechser. Hatte einer einen Gulden oder gar einen Kronentaler für eine Fußreise mitgenommen, so erschien dies als ein förmliches Kapital. — „Ja, ja, die gute, alte Zeit!“ so nickte wehmütig der alte Schubert. — In diesem Augenblicke tönt schrilles Pfeifen aus der Stadt herauf; wir fahren aus dem Schlafe auf: die Fabriken unten haben zu neuer Tätigkeit gerufen, das Leben, das eine Zeit lang geschwiegen hatte, ist wieder erwacht, und der Spuk und der Traum der Mittagsstunde ist verschwunden; wir sind der Wirklichkeit zurückgegeben. Und frisch setzt wieder der Wind ein, klingendes Rauschen zieht wieder durch die wogenden Kornfelder, die Blumen schütteln sich den Schlaf aus den Augen, Bienen und Hummeln beginnen von neuem ihre Arbeit; der Schmetterling dort entfaltet seine Schwingen und entflattert unsern Blicken. Und ruhig, als wäre nichts geschehen, befindet sich der alte Schubert wieder auf seinem Postamente, und sein ernstes Gesicht ist, wie immer, der ihm einst so lieben Stadt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zugewandt. — Auch uns verlangte es jetzt, die herrliche Aussicht, die dort vom erhöhten Standort aus winkte, zu genießen; wir traten neben unsern Freund, und unsere Blicke folgten den seinigen. „Sieh da unten," begann ich zu meinem Begleiter, „deine Vaterstadt; wie anmutig sie sich zwischen Rebhügeln und Waldbergen an den Ufern des Schutterbaches hingebettet hat, der dort zwischen Altvater und Hohberg aus der Enge seiner Berge in die Freiheit der Ebene heraustritt! Und dann das liebliche Schuttertal mit seinen Dörfern Kuhbach und Reichenbach, eingeschlossen von steilen Bergen, vom Rauhkasten, Lützelhard und Geroldseck, und dahinter die lange Linie des Schwarzwalds vom Fremersberg und von der Hornisgrinde dort im Norden bis zum Belchen und Blauen, die aus weiter Ferne vom Süden her uns grüßen. „O Schwarzwald, o Heimat, wie bist du so schön," so beginnt ein Lied des Lahrer Dichters Ludwig Auerbach — du kennst es ja aus der Gesangsstunde. — Und wahrlich, der Dichter hat recht. Erfaßt dich nicht bei dem bloßen Worte „Schwarzwald" ein eigenartiger Zauber? Ist dir's nicht, als hörest du seine Tannen rauschen, seine Quellen klingen; lockt dich's nicht mächtig, hinaufzueilen zu jenen winkenden Höhn, um dort durch den goldenen Sommertag zu wandern, dich hineinzutauchen in den Schatten jener tiefen Waldgründe? — Und nun laß deine Blicke weiter wandern dorthin nach Süden, wo der Kaiserstuhl mit Neunlinden, Katharinenkapelle und Limburg den Horizont abschließt, und jetzt nach Westen, dorthin, wo die Gebirgskette der Vogesen vom Sulzer Belchen an bis zum Wintersberg sich darbietet und mit ihren zahllosen Gipfeln, wie Hohneck, Drei Ähren, Ungersberg, Odilienberg, Hochfeld, Königstuhl, Schneeberg, Lichtenberg, und mit all ihren Schlössern zu uns herüberwinkt. Sieh, wie er dasteht, der Wasgenwald, einer geschlossenen Schlachtlinie von trutzigen Hünen gleich, als treue Wacht am Rhein, damit der deutsche Strom, dessen Silber dort zu uns herüberblinkt, fortan in ungestörtem Frieden dahinziehen möge. Und zwischen Schwarzwald, Kaiserstuhl und Vogesen siehst du zu unsern Füßen in weitem Raume die Rheinebene sich ausdehnen mit ihren Wäldern und Obstgärten, ihren Wiesen und Ährenfeldern, ihren Städten und Dörfern. Da liegen Dinglingen, das Schloß Mahlberg, Kappel, Wittenweier, Nonnenweier, Langenwinkel, Allmannsweier, Ottenheim, Hugsweier, Kürzell, Meissenheim, Ichenheim, Altenheim, Dundenheim, Schutterzell, Schuttern, Friesenheim, Offenburg; sogar Kolmar dort in der Ferne vermagst du zu unterscheiden, und dort Rappoltsweiler, Schlettstadt, Gerstheim, Erstein! Und dort im Nordwesten Straßburg! Sende ihr deinen Gruß, der wunderschönen Stadt; und auch ihren ewigen Dom sollst du grüßen, der dort aus deutscher Erde zum Himmel empor sich reckt! Wie der deutsche Mann steht er da, so fromm und treu, so fest und stark!" —

Ohne ein Wort zu sagen, war währenddessen mein junger Begleiter neben mir gestanden, doch seine Augen, die leuchtend in das Land hinausblickten, verrieten hinlänglich die Empfindungen, die in ihm vorgingen. „Und ich habe nicht einmal beachtet, wie schön es bei uns ist," sagte er jetzt plötzlich. „Ja, mein Junge, sie ist schön, deine Heimat, sie ist wert, daß du sie liebst, daß du ihr anhängst mit allen Fasern deines Herzens, mit deiner ganzen Seele." —

„Und nun begleite mich noch zu jener Säule, die dort unter den Linden steht; es ist die Verfassungssäule; wie ihre Inschrift dir sagt, wurde sie im Jahre 1843 gesetzt zur Erinnerung an die Verfassung, die 25 Jahre zuvor, am 22. August 1818, Großherzog Karl seinem Lande gegeben hat. Das Volk erhielt damit Anteil an der gesetzgebenden Gewalt, und jeder Staatsangehörige hatte fortan die gleichen staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten. Es wurde so gleichsam ein Vertrag zwischen Fürst und Volk geschlossen, in dem sich beide Teile gegenseitig zusicherten, daß sie treu zueinander stehen, daß ein jeder Teil die Rechte des andern achten, daß aber auch jeder Teil seine eigenen Pflichten dem andern gegenüber erfüllen werde. Die badische Geschichte lehrt, daß von unserm Fürstenhause dieser Vertrag jederzeit voll und ganz gehalten wurde; und die Geschichte der deutschen Einigung weiß außerdem zu erzählen, daß einer, den sie Friedrich den Deutschen nennen, unendlich mehr für sein Volk getan, als in jenem Vertrage stand. — Nun, mein Junge, auch das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Volk hat seine Pflichten dem Fürsten gegenüber, nicht nur Pflichten, die durch das Untertanenverhältnis bedingt sind, sondern auch solche der Dankbarkeit, und an diese Pflichten mahnt dich die Säule hier, die, wie ein Schwurfinger aus geschlossener Faust, aus ihrem Fundamente sich zum Himmel hebt. Versprich, diese Mahnung niemals zu vergessen!" — Und ich streckte ihm die Rechte dar, und der frische Junge schlug ein, mir fest in die Augen sehend! Ein Wort sprach er nicht dabei; aber ich weiß, daß der Handschlag ihm gleich einem Schwure galt; und er wird seinen Schwur halten.

K. Fecht.

2. Das Nebelmeer.

Ein düsterer Sonntagnachmittag im Dezember. In den Straßen der Stadt braut dichter Nebel; atembeengend legt sich die kalte Feuchtigkeit auf Brust und Lungen. Mir ist's, als befände ich mich auf dem Grunde eines tiefen Meeres, als müsse ich im nächsten Augenblicke ersticken, ertrinken. Fort, nur fort aus dem dicken Brodem, hinauf auf die Höhen des Berges! — Und siehe da: je weiter ich hinaufkomme, desto dünner wird der Nebel um mich her; schon erscheint hinter der nur noch schmalen Dunstschicht die Sonne als fahle Scheibe, schon zeichnen sich in der Ferne, nur noch von einem zarten Nebelschleier umflossen, dort auf dem Gipfel die Lindenbäume ab. Und jetzt stehe ich oben, und ein wunderbares, ein überwältigendes Schauspiel bietet sich meinen Blicken: hoch über mir wolkenloser, tiefblauer Himmel, unten in der Tiefe, von der strahlenden Wintersonne beleuchtet, die weite Fläche eines Nebelmeeres, das mit seinen Wogen Schuttertal, Stadt und Dörfer, Wald und Ried bedeckte, im Westen und Osten eingeschlossen von Vogesen und Schwarzwald und nach Norden zu in unendlicher Ferne sich verlierend, während von Süden her der Kaiserstuhl wie ein langgestrecktes Vorgebirge sich in seine Fluten hineinschob. Das wallte und wogte auf und ab und brandete ruhelos gegen die Ufer; da und dort leuchteten auf den sich emporbäumenden Wellenkämmen Lichtreflexe auf, während sich dann die Wellentäler daneben dunkel färbten. Und mitten aus diesem Meere erhebt sich, einer Insel gleich, die Kuppe des Lindenberges; ich komme mir vor wie ein Schiffbrüchiger auf einsamem Eilande des Ozeans; so täuschend ist der Eindruck von einem wirklichen Meere dort unten. Vor vielen Jahrtausenden mochte wohl der Anblick ähnlich gewesen sein, der von der Höhe des Altvaters aus sich damals bot, als die oberrheinische Tiefebene noch ein gewaltiger See war, der zwischen Schwarzwald und Vogesen von Basel bis über Mainz hinaus sich hinstreckte. Und meine Gedanken wanderten bis zu jenen fernen Tagen der Vorzeit hinauf. Mir war's, als stehe ich oben auf Bergeshöhen, als hörte ich unter mir die Wellen des Meeres gegen die Felsen des Altvaters und Burghards, zwischen denen die Schutter noch nicht die breite und tiefe Rinne durchgefressen hatte, schlagen, als blickte ich über eine weite einsame Wasserfläche. Und dann wieder sah ich, wie allmählich die Wasser dieses Sees sich verliefen, wie dessen Boden nach und nach trocken und zur weiten Ebene wurde, und wie der Rhein durch diese Ebene sich sein Bette grub. — Und es kam die Eiszeit. Die Berge der Vogesen und des Schwarzwalds bedeckten sich mit Firnschnee, an den Ufern des Rheins wuchsen dürftige Fichtenwälder, und durch die Ebene sah ich rauhe, in Pelz gekleidete Jäger schweifen, das Renntier jagend, mit Mammut und Höhlenbären kämpfend. — Und wieder wechselte vor mir das Bild. Die Eiszeit war vergangen, um einem milderen Klima zu weichen. Die Schutter hatte sich tiefer und tiefer in die Berge eingegraben, ihre Talsohle die Höhenlinie der Rheinebene erreicht. Auf den Bergen standen schwarze Tannenwälder, das Rhein- und Schuttertal hatten sich mit Saatfeldern und Wiesenmatten ausgekleidet; die einst unstäten Jäger waren zu seßhaften Hirten und Ackerbauern geworden und lebten genügsam und friedlich in ihren Gehöften und Weilern. Jahrtausendelang. Da drang über den Rhein her ein schwarzhaariges, dunkeläugiges Volk, die Kelten, und nahm das Land in Besitz; doch nicht für allzulange Zeit. Blondhaarige Riesen, Germanen, erschienen eines Tags, und die Kelten flohen über den Rhein zurück. — Und wieder erhob sich Kriegslärm; ich hörte Tuba- und Hörnerklang von den Bergwänden widerhallen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und den festen Schritt römischer Legionen, vor denen die Männer des Nordens weichen mußten. Und drunten im Tale begann nun römisches Leben und römische Kultur sich zu entfalten. Doch die Germanen kamen wieder, brachen die Herrschaft der Südländer und besetzten wieder das Land, dieses Mal für immer. Und Wotan hielt Einzug in seinen heiligen Hain auf dem Altvater.

Und wieder waren Jahrhunderte vergangen. Da stand oben auf dem Altvater an der Stätte, wo sie bisher dem Gotte Wotan geopfert hatten, ein fremder bleicher Mann, in dessen Augen das Feuer heiliger Begeisterung lohte, neben einem einfachen Holzkreuze, das er soeben aufgerichtet hatte; und segnend breitete er seine Arme nach dem unten liegenden Tale aus; und um ihn im weiten Kreise lagerten sich, teils Trotz, teils fromme Scheu im Antlitze, blondhaarige Männer und Frauen. Und nicht lange dauerte es, da erschienen Bauleute und legten den Grund zur Burgheimer Kirche; und eines Tages hallte heller Glockenton durch das Tal, die umwohnenden Hirten und Bauern zu frommem Gebete rufend.

So waren Jahrhunderte an meinem Geiste vorübergezogen und mit ihnen die Geschichte all der Menschen, die einst dort unten gelebt hatten. Da horch! Aus der in den Tiefen des Nebelmeeres versunkenen Stadt drang, wie aus weiter Ferne, Glockenläuten zu mir herauf. Seltsam griff mir dieser Ton ins Herz. Er klang wie ein Gruß aus alter Zeit, wie ein Gruß von längst gestorbenen Menschen, heraufgesandt aus dem Meere der Vergessenheit, das seit vielen Jahrhunderten jene zudeckt. So mag der Fischer am einsamen Gestade empfinden, wenn aus dem Meeresgrunde das geheimnisvolle Läuten von Vinetas Glocken zu ihm auf die Oberwelt heraufklingt. — Und Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft flossen mir in eins zusammen, und ein seltsames Gesicht trat vor meine Seele. Ich war gestorben; Jahrtausende waren über mein Grab hinweggezogen und hatten längst auch die letzten Spuren meines Daseins mit sich fortgenommen. Stadt und Dörfer waren samt ihren einstigen Bewohnern spurlos verschwunden. Die Slawengefahr, die längst vorausgesagte, war über das germanische und romanische Europa hereingebrochen; wie ein wildes Meer hatten die zahllosen Barbarenhorden Deutschland, Österreich und Frankreich überflutet, alles verheerend und niederreißend. Und so lag jetzt Ried und Schuttertal, soweit das Auge reichte, verlassen da, mit Wäldern bewachsen, aus deren dunkeln Meere, vom Glast der Mittagssonne bestrahlt, der Schutterlindenberg, einer Insel gleich, sich emporhob. Weideflächen bedeckten heute seinen Rücken und seine Abhänge; kein Weinstock, keine Ackerfurche verriet die Arbeit des Landmanns. Selbst sein Wahrzeichen, die Lindenbäume auf seinem Gipfel, war verschwunden; und da, wo ehemals die Verfassungssäule sich erhoben hatte, befand sich jetzt eine armselige Hütte. Nicht weit von dieser entfernt stand, auf seinen Stab gestützt, ein Hirte, während in seiner Nähe einige Ziegen sich am Grase gütlich taten. Sinnend blickte der einsame Mann in die Ferne. Die Stille des Mittags herrschte rings um ihn, nur dann und wann vom verschlafenen Krächzen eines Raben oder irgendeines Raubvogels drunten im Walde unterbrochen. Plötzlich aber schwang sich ein seltsames Klingen, leisem Glockenläuten gleich, aus der Tiefe der unten liegenden Waldgründe zu ihm herauf. Mit scheuer Furcht lauschte der Mann auf die geheimnisvollen Töne, die nun schon so manches Mal, durch die Stille des Mittags ziehend, ihn erschreckt hatten. Trieb denn der Spuk böser Waldgeister sein Spiel mit ihm? — Der Mann verstand nicht, daß es ein verlorener Gruß von mir war und den Menschen, die einst vor Jahrhunderten im Tale unten mit mir gelebt und sich gefreut hatten und nun im Meere des Vergessens ruhten! — Vineta!

K. Fecht.

3. Die oberrheinische Tiefebene.

Vom Schutterlindenberg aus sieht man eine weite Fläche gegen Süden, Westen und Norden sich ausbreiten; diese Fläche ist ein Teil der sogenannten oberrheinischen Tiefebene, die sich von Basel an bis Bingen in einer Länge von über 300 km und einer durchschnittlichen Breite von 30 km

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hinzieht. Wer heutzutage diese Ebene in blühender Frühlingszeit auf der Bahnstrecke Basel—Mannheim durchfährt, dem geht das Herz auf beim Anblick der herrlichen Landschaftsbilder, die sich in wechselnder Fülle seinen Augen darbieten. Links und rechts, bald näher tretend, bald wieder zurückfliehend, waldumrauschte Gebirgszüge, deren sonnige Vorberge Reben tragen, dazwischen die stromdurchglänzte Ebene mit Wäldern und Obsthainen, mit Wiesen und Feldern, mit Dörfern und Städten; überall an den Bahnhöfen und auf den wohlangelegten Wegen und Straßen herrscht ein reges Leben und Treiben; man sieht, hier wohnen unter dem Schutze eines weisen und gütigen Herrschers, die Segnungen des Friedens genießend, fleißige, glückliche Menschen.

So schaute es nun freilich nicht immer hier aus. Ja, es gab einmal eine Zeit, da existierte überhaupt diese rheindurchströmte Ebene noch gar nicht. Das war vor vielen tausend Jahren. Da bildeten Schwarzwald und Vogesen ein einziges, zusammenhängendes, schwach gewölbtes Gebirge. Im Norden und Süden von diesem Gebirge dehnten sich weite Meeresflächen aus; eines dieser Meere bedeckte sogar die ganze heutige norddeutsche Tiefebene.

Durch mächtige Massenverschiebungen des Festlandes senkte sich dann im Laufe der Zeit das Gewölbe des genannten Gebirges in der Richtung der jetzigen Rheinebene; dadurch entstand eine ausgedehnte Vertiefung, die sich bis in die Gegend vom heutigen Kassel fortsetzte. In diese Senke trat von Norden und Süden her das Meerwasser ein; so bildete sich ein Meeresarm, der das Nord- und Südmeer miteinander verband. Dieser Zustand dauerte wieder Jahrtausende. Da traten neue Erdbewegungen auf; durch diese wurde im Norden und im Süden der Boden emporgehoben, so daß auf beiden Seiten der Meeresarm abgeschnürt und zu einem Binnenmeer wurde. Im Norden entstand auf diese Weise das heutige rheinische Schiefergebirge, also die Terrasse zwischen Bingen und Bonn. Eine gleichzeitige Folge dieser Bodenhebung war, daß sich das Meer im Norden und Süden zurückzog.

Und wieder vergingen viele Jahrtausende; im Laufe dieser trocknete allmählich der Binnensee aus; ein zweiter noch mächtigerer Einbruch, als jener erste gewesen war, erfolgte. Aus dem ursprünglich einen Gebirge wurden dadurch zwei völlig getrennte, parallel nebeneinander herlaufende Gebirgszüge, und zwar westlich die Vogesen mit ihren Fortsetzungen, dem Hardt und dem Pfälzer Berglande, östlich der Schwarzwald, das Kraichgauer Hügelland, der Odenwald und Spessart; und zwischen diesen Randgebirgen entstand eben der gewaltige Graben, den man heute die Oberrheinische Tiefebene nennt und der in der Folgezeit durch Fluß- und Gletscherablagerungen ausgeebnet wurde.

Aus der ursprünglichen Zusammengehörigkeit der Vogesen und des Schwarzwalds erklärt sich denn auch deren heute noch auffallende Ähnlichkeit, es erklärt sich daraus die Erscheinung, daß beide Gebirge gegen die Ebene zu schroff abfallen, während sie auf den dem Rheine abgewandten Seiten allmählich in Hochflächen übergehen: der Schwarzwald in das Schwäbisch-fränkische, der Wasgenwald in das Lothringische Stufenland.

Durch den erwähnten zweiten Einbruch entstand gleichzeitig im Süden des Grabens eine große Spalte, aus der durch vulkanische Kräfte ein von Südwest nach Nordost sich hinziehendes Massengebirge emporgehoben wurde: der Kaiserstuhl, der sich in seinem höchsten Punkte, dem Totenkopf, zu einer Höhe von 557 m erhebt. Daß übrigens die gewaltigen Erdbewegungen, die all diese Veränderungen hervorgerufen haben, auch heute noch nicht ganz zum Stillstande gekommen sind, beweisen die, wenn auch nur leichten, Erdbeben, die von Zeit zu Zeit in unserer Gegend zu spüren sind.

Was den Rhein, der ja unserer Tiefebene den Namen gegeben hat, betrifft, so hatte er natürlich den Bogen, den er heute bei Basel beschreibt, um sich von hier nach Norden zu wenden, vor der Entstehung des Rheingrabens noch nicht machen können; vielmehr hatte er damals seinen Lauf nach Südwesten genommen und war durch das Tal, das heute der Doubs benutzt, abgeflossen. Welche Ereignisse ihm in der Folgezeit seine jetzige nördliche Richtung durch den Rheingraben gewiesen haben, wissen wir nicht. Nachdem er aber einmal diese Richtung eingeschlagen hatte, mußte er sich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auch einen Abfluß schaffen; dies geschah denn auch; seine nordwärts drängenden Wassermassen nagten sich nach und nach durch das rheinische Schiefergebirge die tiefe Rinne zwischen Bingen und Bonn, deren wunderbare landschaftliche Schönheit noch heute das Entzücken des Beschauers erregt.

Das Bild, das die Rheinebene im Anfange nach ihrer Entstehung bot, war nun freilich kein allzu freundliches, und wieder bedurfte es vieler Jahrtausende, bis sie ihr heutiges Aussehen gewonnen hatte. Der Boden war noch unfruchtbar, und der Fluß durchzog, in mehrere Arme sich teilend und sogar diese oft wechselnd — ein Arm floß beispielsweise bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts östlich vom Kaiserstuhl —, fast bis an die Vorberge das Schwarzwalds die Ebene, und nicht selten überflutete er mit seinen verheerenden Wassermassen weithin das Gelände. Erst im Laufe des letzten Jahrhunderts wurde er in ein ständiges Bett gezwungen, so daß er heute zwischen Basel und Mannheim als Wasserstraße für Lastschiffe benutzt werden kann und die Uferbewohner vor Überschwemmungskatastrophen, soweit dies überhaupt möglich ist, geschützt sind. Den Anstoß zu dieser Rheinkorrektion gab der Oberst Tulla († 1828); bis Ende 1884 waren durch sie „mit einem Aufwand von 30 Millionen Mark badischerseits 70,5 qkm Acker-, Wiesen-, Wald- nnd Weidgeländes neu gewonnen, 662 qkm gefährdetes Land geschützt und eine Werterhöhung dieser Gelände um 40 Millionen Mark erzielt." Die Vollendung des Werks, das noch weitere 11½ Millionen Mark in Anspruch nehmen soll, ist für 1921 zu erwarten. K. Fecht.

II. Aus der Urgeschichte unserer Heimat.

1. Die Eiszeit und die ältere Steinzeit (bis etwa 8000 v. Chr.)

Seit dem Einbruche des Rheingrabens war wieder ein langer Zeitraum vergangen; währenddessen hatte hier ein reiches Pflanzen- und Tierleben seinen Einzug gehalten. Da kam — aus welchen Gründen ist unbekannt — die Eiszeit. Das Klima wurde kälter und kälter; Schwarzwald und Vogesen bedeckten sich allmählich mit Schnee und Eis wie heute die Gipfel der Alpen und schoben ihre Gletscher weit in die Täler hinab; von den Berghöhen stürzten Gletscherbäche und rissen tiefe Schluchten in das Gebirge und vertieften und erweiterten auf diese Weise die Seitentäler der Rheinebene, wie z. B. das Kinzig- und Schuttertal.

Natürlich wurden alle die Pflanzen und Tiere, die nur in einem milden Klima leben können, durch die Kälte entweder ausgerottet oder nach Süden verdrängt; an ihre Stelle trat die Flora und Fauna des Nordens: Moos, Gräser, Nadelhölzer, Birken, Erlen, und an Tieren: Mammut, Renntier, Riesenhirsch, Wildpferd, Auerochse, Schneehase, Gemse, Steinbock, Hermelin; daneben gab es gefährliche Raubtiere, wie Höhlenbär, Wolf und andere. Manche dieser Tiere hatten eine Größe, wie sie heute kein Tier der gleichen Gattung mehr aufweist. Das Mammut wurde z. B. 5 Meter hoch, also 2 Meter höher als ein Elefant; seine zwei nach außen zu gebogenen Stoßzähne waren 4½ Meter lang und wogen zusammen gegen 400 Kilogramm; ebensoschwer war das Gewicht seines behaarten Felles; der Höhlenbär erreichte eine Länge von 3,2 Meter, war also fast doppelt so lang als unser heutiger Bär; das Geweih des Riesenhirsches hatte eine Spannweite von 3½ Metern, woraus man sich eine Vorstellung von der Größe des Tieres selbst machen kann. Aber auch Menschen wohnten damals, trotz der großen Kälte, in unserm Rheintale. Dies beweisen aus jener Zeit stammende, von Menschenhand aus Stein und Horn gefertigte Werkzeuge und Waffen, die man 1874 in einer künstlichen Höhle am Tuniberg bei Munzingen gefunden hat. In dieser Höhle, die sich in der Nähe einer Quelle befand und Schutz gegen den Nordwind gewährte, hatte sich einst, wie die darin gefundenen Aschenreste und Renntierknochen unwiderleglich beweisen, vorübergehend, wohl während

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eines Winters, eine Schar von Eiszeitmenschen aufgehalten, deren Nahrung Renntierfleisch gebildet hatte.

Wenn man diesen Munzinger Fund mit den vielen der Eiszeit angehörenden Gerätschaften und Knochen, die man in andern Ländern aufgefunden hat, vergleicht, so ergibt sich für die Kultur der damals lebenden Menschen folgendes Bild: Die Eiszeitmenschen ernährten sich von Jagd und Fischfang; den Ackerbau machten ja die klimatischen Verhältnisse unmöglich. Hordenweise durchstreiften sie auf ihren Jagdzügen das Land, und manches Mal wird wohl eine solche Jagdgesellschaft in unserm gegen den Nordwind geschützten Schuttertale, etwa am Altvater oder Schutterlindenberg, so lange Quartier genommen haben, bis es nichts mehr hier zu jagen gab. Die Bewaffnung dieser Jäger bestand aus Wurfspeeren und Lanzen mit Feuerstein- oder Hornspitzen, aus Steinbeilen, Holzkeulen, Handsteinen zum Hauen und Werfen, und Dolchen, die aus Knochen oder Horn gefertigt waren. Mit diesen primitiven Waffen nahmen sie den Kampf gegen Riesenhirsch, Mammut und Höhlenbären auf; dies erforderte sicher Mut und Kraft! Aber auch List und Gewandtheit durften jenen Jägern nicht fehlen; da ihnen Pfeil und Bogen unbekannt waren, mußten sie sich möglichst nahe an das Wild heranschleichen, um es mit ihren Holzkeulen oder Wurfspeeren erreichen zu können. Abbildungen, die aus jener Zeit stammen, zeigen, daß sie sich dabei, um das Wild sicher zu machen, gerade so, wie es heute noch bei wilden Völkern Brauch ist, entsprechender Tiermasken bedienten. Zum Einfangen kleinerer Tiere wandten sie Lederschlingen an; das Mammut erjagten sie mit Hilfe von Fanggruben. Die so erbeuteten Tiere lieferten ihnen neben der Nahrung auch die Kleidung, die, wie etwa bei den Eskimos, aus Fellen und Pelzen bestand. Zum Schaben und Gerben der Felle dienten ihnen Schaber aus Horn oder Feuerstein. Auch die Werkzeuge, die sie zur Bearbeitung des Holzes und Hornes, überhaupt zur Herstellung ihrer Waffen und Geräte brauchten, wie Sägen, Messer und Bohrer, bestanden aus Feuerstein, den ihnen vor allem der Isteiner Klotz lieferte. Für ihre Beile nahmen sie andere harte Steinarten.

Natürliche oder künstlich angelegte Höhlen waren ihre Wohnungen während der Winterszeit; im Sommer, wenn sie ihre Jagdzüge unternahmen, um „Fleisch zu machen", lagerten sie unter Lederzelten. Der Gebrauch des Feuers war ihnen bekannt; ebenso verstanden sie es, aus Sandstein Lampen anzufertigen, die mit Tierfett gespeist wurden. Bei den Eiszeitmenschen, die in Frankreich und Spanien lebten, gab es sogar schon ganz tüchtige Künstler; in verschiedenen dortigen Höhlen fand man nämlich an den Steinwänden farbige Tierbilder und Darstellungen von Jagdszenen, die heute noch durch ihre Naturwahrheit Bewunderung erregen. Sie glaubten an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode; ihre Toten wurden bestattet und ihnen Waffen, Werkzeuge und Speisen ins Grab mitgegeben.

Wie lange die Eiszeit währte, läßt sich auch nicht annähernd bestimmen; jedenfalls waren es viele Jahrtausende. Ihr Ende erreichte sie etwa um das Jahr 8000 v. Chr. Da die damaligen Menschen den Gebrauch der Metalle noch nicht kannten, sondern hauptsächlich Steine zu ihren Waffen und Werkzeugen benutzten, so nennt man diese Kulturstufe der Menschheit die Steinzeit, und zwar die ältere Steinzeit, im Gegensatz zur jüngeren, die nach der Eiszeit anbrach.

K. Fecht.

2. Die jüngere Steinzeit (5000—2000 v. Chr.).

Heute lade ich dich ein, mit mir die städtische Altertumssammlung zu besichtigen. — Nicht wahr, eigenartige Empfindungen überkommen dich beim Anblicke dieser Gegenstände? Ist dir's nicht, als umschwebten dich die Geister der Vergangenheit, als raunten sie dir Grüße zu aus fernen Tagen? — Da steht ein Majolikateller mit kunstreichen Malereien, die Brautgabe, die einst in seliger Maienzeit ein junger Meister für seine Braut geschaffen hat; der Teller ist geblieben, aber das Glück der beiden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

jungen Menschenkinder ist längst in Scherben gegangen; dort blinkt in grünlichem Schimmer eine arme Kupfermünze; es war das letzte Geldstück, mit dem einst eine Witwe ihrem Kinde Brot kaufte; dort wieder steht ein römischer Tonkrug; oft haben sich in fröhlicher Tafelrunde rosenbekränzte Zecher aus ihm ihre Becher gefüllt. Und so erzählt dir jeder Gegenstand eine Geschichte; er berichtet dir von Freud und Leid seines einstigen Besitzers, von stolzen Träumen und Hoffnungen, von Enttäuschungen und Entsagung. — Sieh dort die merkwürdigen uralten Steingeräte, jenes polierte durchbohrte Serpentinbeil, und dort den Mahlstein aus Gneis! Ihre Inschriften besagen, daß sie auf unserer Gemarkung ausgegraben wurden. Auch sie wissen von guten und schlimmen Tagen zu erzählen. „Mein Gefährte dort, der Mahlstein, und ich," also hebt das Steinbeil gerade an, „kennen uns schon seit Jahrtausenden; wir waren einst Eigentum eines Mannes, der mit seinem jungen Weibe und einem vierjährigen Knaben droben am Altvater eine Hütte bewohnte. Mein Kamerad, der beim Mahlen des Getreides diente, lag jahraus, jahrein draußen vor der Hütte unter dem vorspringenden Dache, während ich erst nach des Tages Arbeit neben ihm an der Wand lehnte und ausruhen durfte; und in mancher Mondnacht, wenn drunten auf dem Wiesengrunde der Schutter die Elfen ihren luftigen Reigen tanzten, hielten wir beide trauliche Zwiesprache. Tagsüber mußte ich meinen Herrn bei seinen Arbeiten begleiten; bald grub er seinen Acker im Tale unten mit dem Hirschhornspaten um, wobei ich die Schollen zu zerkleinern hatte, bald war Holz zu fällen und zu spalten, bald gab es etwas zu zimmern; bald wieder ging's hinaus in die Wälder auf die Jagd, und manchen Hasen ereilte der Pfeil meines Herrn, manches Reh erlegte sein Wurfspeer; oft kam es auch zum Nahkampfe gegen ein gefährliches Raubtier, und mancher Wolf ist unter meinen Streichen verblutet. Aber auch die Hausfrau ging während dessen nicht müßig. Da es zu jenen Zeiten noch keine zünftigen Handwerker wie heutzutage gab, so lag ihr nicht nur die Besorgung des Hauswesens ob, sie mußte sich auch auf die Herstellung der verschiedensten Haushaltungsgegenstände verstehen. Schon am frühesten Morgen, noch ehe die Sonne aufgegangen war, kniete sie neben dem Mahlsteine, auf seinem breiten, geduldigen Rücken Gersten- und Weizenkörner mit dem Handstein zu Mehl zerreibend; dann ging's an die Bereitung des Frühstücks, das aus einem Mehlbrei bestand; hierauf mußten die Ziege und die Kuh, die in dem kleinen Stalle neben der Hütte gehalten wurden, besorgt werden; waren im Hausrate einige Tongefäße abgängig geworden, so formte sie Kannen und Schüsseln ohne Drehscheibe kunstgerecht aus Lehm, während der Knabe nebenan mit kindlichem Ernste sich Kugeln oder Menschen- und Tierfiguren zum Spielzeug knetete. Oft sah man auch Mutter und Sohn auf dem roten Sandsteinblock neben der Hüttentüre eifrig damit beschäftigt, mit ihren zierlichen Feuersteinwerkzeugen Löffel aus Holz oder Nadeln und Pfeilspitzen aus Horn und Knochen anzufertigen; oder die Mutter saß dort mit Spinnrocken und Spindel, liebe Gedanken und Wünsche für Gatten und Kind in die langen Flachsfäden spinnend, aus denen sie dann später Leinwand zur Kleidung weben wollte; und unterdessen übte sich in ihrer Nähe der Sohn im Bogenschießen. Und wenn dann abends der Vater heimkehrte, sprang ihm der Knabe jubelnd entgegen, nahm mich, den der liebe kleine Mann ganz besonders in sein Herz geschlossen hatte, ihm ab und trug mich, den Vater an der Hand führend, an meinen gewohnten Platz neben meinen Kameraden. — Es waren schöne, glückliche Tage, die wir oben am Altvater zusammen verlebten. Aber eines Tages brachen Feinde in diesen Frieden ein. Es blieb uns und unsern Nachbarn am Altvater und im Schuttertal keine Zeit mehr, auf die Wallburg, die droben auf dem Burghard für solche Fälle angelegt war, zu fliehen. Wohl rotteten sie sich zum Kampfe zusammen, allein sie unterlagen der Überzahl. Alle wurden niedergemacht, unter ihnen auch mein Herr; der hatte sich zwar tapfer gewehrt, und ich hatte ihm auch bei dieser seiner letzten Arbeit getreulich geholfen, und mancher Gegner war unsern Streichen erlegen, aber schließlich war ich seinem erlahmten Arme entsunken. Und droben am Altvater grüßte am selben Abend die scheidende Sonne zum letztenmal sein bleiches Weib und Kind; sie lagen beide erschlagen neben dem Mahlsteine, der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nunmehr für immer ausgedient hatte. — Fünftausend Jahre sind seitdem vergangen; jene Hütte am Altvater steht längst nicht mehr, ihre Bewohner sind vermodert, deren Asche verweht. Nur uns zwei steinernen Gesellen hatte die Zeit nichts anzuhaben vermocht; allmählich waren wir von einer tiefen Staubschicht zugedeckt worden; und erst vor wenigen Jahren grub man uns wieder aus und brachte uns hierher, damit wir Zeugnis geben, daß auch in jenen Zeiten hier im Schuttergau Menschen gelebt haben." — Also erzählt das Beil, und unsere Gedanken wandern zurück in jene fernen Tage, die man die jüngere Steinzeit nennt. Diese begann um das Jahr 5000 v. Chr. Etwa 3000 Jahre vorher hatte die Eiszeit ihr Ende erreicht. Während dieser Zwischenzeit hatten sich die Gletscher des Schwarzwaldes immer mehr zurückgezogen und der Wald sich in gleichem Maße auf die Berge hinaufgeschoben; das Mammut war nach Rußland und von da nach Sibirien zurückgewichen; auch die andern Tiere der Eiszeit waren allmählich nach Norden zurückgedrängt worden. Andere Tiere, vor allem der Hirsch, das Reh, Elch, Auerochse, waren an die Stelle der verschwundenen Fauna getreten. Ebenso hatte sich die Pflanzenwelt geändert; und schließlich zeigten Schwarzwald und Rheinebene im ganzen das gleiche Aussehen, das sie heute noch aufweisen.

Auch der Mensch war in der neuen Umgebung ein anderer geworden; er hatte in seiner Entwicklung einen mächtigen Schritt vorwärts getan. Dieser Fortschritt zeigte sich zunächst bei seinen Waffen und Werkzeugen. Zwar wurden diese auch in der jüngeren Steinzeit, wie ja schon der Name sagt, immer noch aus Stein hergestellt, doch hatten sie, gegenüber der älteren Steinzeit, größere Feinheit, Zweckdienlichkeit und Mannigfaltigkeit. Der Stein wurde jetzt geschliffen und poliert; das Beil, Hauptwerkzeug und Hauptwaffe zugleich, wurde für den Stiel durchlocht und konnte nun sogar zum Fällen von Bäumen benutzt werden; die zierlichen Feuersteingeräte, Säge, Messer, Schaber, Bohrer, Meißel, waren mit Griffen versehen und ermöglichten es, aus Holz, Horn und Knochen Gerätschaften zu verfertigen, die in der älteren Steinzeit noch unbekannt waren: Löffel, Teller, Schüsseln, Becher, Nadeln, Knöpfe, Angelhaken, Signalpfeifen, Kinderspielzeug u. a. Auch der Gebrauch von Pfeil und Bogen war schon bekannt.

Einen noch größeren Fortschritt bedeutete es, daß jetzt aus dem unstäten Jäger ein seßhafter Ackerbauer geworden war. Der Ackerbau, den das mildere Klima ermöglichte, war freilich, da der Pflug noch fehlte, vorerst nur ein Hackbau vermittelst eines Hirschhornspatens. Angepflanzt wurden besonders Gerste, Weizen und Hirse. Die Getreidekörner wurden auf Mahlsteinen von den Frauen zerrieben und aus dem so gewonnenen Mehle Brei und grobes Brot hergestellt. Ferner wurde schon Obstbau betrieben; es gediehen Äpfel, Birnen, Nüsse und allerlei Beeren. Daneben verstand man es, durch Wildbret, Fische und Muscheln sich den Küchenzettel reichhaltiger zu gestalten. Auch Flachs wurde schon gezogen und daraus Schnüre, Netze und Gewebe hergestellt; so vervollkommnete sich auch die Kleidung, zu der jetzt nicht nur Leder und Pelze, sondern auch Leinwand zur Verfügung stand. Als Ackerbauer hielten sich die Menschen jener Zeit auch Haustiere: Rinder, Schweine, Schafe, Ziegen, Hunde, Pferde.

Hand in Hand mit dem Ackerbau geht stets die Seßhaftigkeit. So entstanden damals in unserer Rheinebene und an dem Gebirgsrande zahlreiche in Einzelhöfen und ganzen Dörfern bestehende Ansiedlungen. Eine solche Niederlassung befand sich beispielsweise bei Nonnenweier, wie ein daselbst ausgegrabenes Steinbeil beweist; auch in unserer Gegend wurden solche bereits erwähnte Funde gemacht: am Altvater zwei Mahlsteine aus Gneis, die eine Länge von 60 bezw. 65 cm haben, in der Friedrichstraße ein durchbohrtes, geschliffenes Steinbeil aus Serpentin und auch sonstige Steinwerkzeuge, die alle in der städtischen Sammlung zu sehen sind; dieselben zeigen, daß schon in der jüngeren Steinzeit hier ein ganzes Dorf gestanden haben muß. Die damaligen Häuser waren entweder viereckige Holzgebäude oder sogenannte Wohngruben; unter letzteren versteht man runde etwa 1½ Meter tiefe Erdlöcher, über denen sich ein kegelförmiges, aus Holzstangen und lehmverstrichenem Flechtwerk bestehen-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des Dach erhob. Ursprünglich wohnten Menschen und Haustiere in demselben Raume zusammen; die Abfälle wurden einfach auf den Boden geworfen; der Rauch fand nur durch die Türe seinen Abzug; so kann man sich vorstellen, daß die Luft in einem solchen Raume nicht die beste und der Aufenthalt darin nicht der gemütlichste war; infolgedessen kam man auf den Gedanken, in der Nähe des Hauses besondere Abfallgruben und für das Vieh eigene Ställe anzulegen.

Einen eigenartigen Baustil stellten die sogenannten Pfahlbauten dar, wie sie besonders im Bodensee und wohl auch drüben in den Rheinarmen angelegt wurden. Dieses waren viereckige mit Satteldach versehene Häuser, die über dem Wasser auf etwa 15 cm dicken Pfählen standen. Den Verkehr zwischen diesen Wohnungen und dem Ufer vermittelten entweder schmale Brücken oder Einbäume d. h. Kähne, die aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestanden. Man hat im Bodensee Überreste solcher Pfahlbausiedlungen gefunden, die bis zu 300 Häuser zählten, und darin außerordentlich viele Steingeräte und Tongefäße, ja sogar Schüsseln mit Beeren und Brot. In unserer städtischen Sammlung sind solche Funde aus Robenhausen aufbewahrt; da sind Steinbeile, Kornquetscher, ein Schleifstein, Gefäßstücke, Pfriemen, Meißel, Pfeilspitzen aus Feuerstein, Haselnüsse, Schlehenkerne, Weizenkörner, Erd- und Himbeeren, Samen von Tannen und Labkraut, ein wilder Apfel usw. Für Zeiten der Not, also feindliche Einfälle und Überschwemmungen, wurden damals vielfach auf Bergeshöhen sogenannte Ringburgen, die durch Wälle, Graben und Palisaden Schutz gewährten, errichtet. Spuren einer solchen Ringburg sind heute noch auf dem Burghard zu sehen.

Zur Erleichterung des Verkehrs legte man die Gebirgskämme und Fußtäler entlang Straßen und Wege an; manche dieser Pfade, die offenbar auch in den späteren Zeiten immer wieder benutzt wurden, haben sich bis heute als „Rennwege" erhalten. Auch in der Lahrer Gemarkung finden sich zwei Wege dieses Namens.

Wie in der älteren, so wurden auch in der jüngeren Steinzeit die Toten begraben und diesen Speisen in kunstvoll gearbeiteten verzierten Tongefäßen und außerdem ihr kostbarster Schmuck, wie Kämme aus Holz, Arm- und Halsbänder aus aneinandergereihten Muscheln oder Tierzähnen, sogar solche aus Bernstein, Bergkristall, Gagat und Amethyst, mit ins Grab gegeben; der Mann erhielt außerdem seine Waffen, die Frau Handstein und Spinnwirtel mit auf die Reise ins Jenseits. Eigentümlich sind jener Zeit die sogenannten Hockergräber, in denen der Tote mit hochgezogenen Knien und gegen das Kinn gebogenen Armen in sitzender Stellung beigesetzt ist. Nach den Gräberfunden müssen sich die damaligen Menschen einer beneidenswerten Gesundheit erfreut haben, besonders dauerhaft waren ihre Zähne; Fälle von Karies waren äußerst selten; desto häufiger kamen Knochenbrüche vor; doch zeigt das gute Verheilen derselben, daß sich die damaligen Chirurgen trefflich auf deren Behandlung verstanden. Mit dem Beginn des zweiten vorchristlichen Jahrtausends endete die Steinzeit, um der Metallzeit Platz zu machen.

K. Fecht.

3. Der Ringwall auf dem Burghard.

Zwischen Ernet und Hohberg, dem Altvater gegenüber, schiebt sich ein dritter Ausläufer des Schwarzwalds, der Burghardberg, von Süd nach Nord in das Schuttertal vor. Er erhebt sich zu einer Höhe von 332 Metern; seine Seiten fallen ziemlich steil ab. Der Name Burghardberg, d. h. Burgwaldberg, ist daraus zu erklären, daß dort seit uralten Zeiten eine Burg liegt. Freilich darf man dabei nicht an eine mittelalterliche Burg mit hohen Mauern und Türmen und Zinnen denken; Burg kommt her von bergen und bedeutete somit ursprünglich einen vermittels einer Einfriedigung bergenden, schützenden Ort. So war auch die Burg auf dem Burghard weiter nichts als ein mit Wall und Graben geschützter Platz. Man nennt derartige Festungsanlagen, die aus uralten Zeiten stammen, Ringwälle. Im Volksmunde heißen diese Ringburgen oft Hünenwälle, Hünenringe, Hünenburgen, Hühnerburgen, Heuneburgen, Heidenburgen usw. Überreste oder Spuren von Ringwällen sind in vielen Gegenden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Europas, so in Frankreich, England, der Schweiz, Österreich und Deutschland, aufgefunden worden. Verhältnismäßig groß ist die Zahl von Ringwällen, die unser engeres Heimatland Baden aufzuweisen hat: bis jetzt sind in Baden 58 Ringwallanlagen bekannt, 50 im Oberland und 8 im Unterland. Eine ziemlich zusammenhängende Kette von Ringwällen zieht sich von Freiburg an bis Lörrach am Westrande des Schwarzwalds hin, die besonders dicht in der Gegend des Blauen auftreten. Einen zweiten Mittelpunkt solcher Anlagen bildet Donaueschingen; an diese schließen sich dann die zahlreichen Ringwälle der Schwäbischen Alb an. Auch in der Gegend von Waldshut findet sich eine Anzahl solcher Befestigungen.

Gewöhnlich sind die Ringburgen auf den Gipfeln von Bergen, die den Mittelpunkt einer Landschaft bilden oder Pässe und Flußübergänge beherrschen, angelegt. Als Verteidigungsmittel kamen in den damaligen Zeiten für sie Wall, Graben und Palisaden in Betracht. Den Hauptschutz gewährte die Umwallung. Diese ist entweder eine einfache oder doppelte, manchmal sogar eine dreifache. Die Bodenfläche, die von ihr umschlossen wird, zeigt verschiedene Größe: es gibt kleine Anlagen, wie die auf dem Stockberg im Blauengebiete, die kaum 2000 qm mißt, aber auch sehr große; die Ringburg auf dem Heiligenberge bei Heidelberg umfaßt 264 000 qm, die Wallburganlage der Heidentränk-Talenge auf dem Taunus hat sogar eine Grundfläche von über 6 600 000 qm. Ihrer Form nach sind sie bald kreisrund, bald eirund, bald rechteckig, bald quadratisch. Die Höhe und Dicke der Wälle ist bei den einzelnen Anlagen eine verschiedene; es kommen Wälle bis zu 8 Meter Höhe und 20 Meter Dicke vor. Was das Baumaterial betrifft, so sind Erde, Steine, Holz und in selteneren Fällen auch Lehm zu ihrer Herstellung verwendet. Die primitivsten und wohl ältesten Wälle bestehen aus einer einfachen Erd- oder Steinaufschüttung; ihre Innen- und Außenseiten stellen schiefe Flächen dar, in der Weise, daß die größte Dicke des Walles sich unten befindet. Einen Fortschritt in der Baukunst bezeichnen die jüngeren aus festen Trockenmauern bestehenden Wälle mit oft senkrechten Außenseiten. Unter Trockenmauern versteht man Steinmauern, deren Steine ohne Mörtelverbindung kunstreich aufgeschichtet sind. Eine besondere Art von Trockenmauern bilden die sogenannten gallischen Mauern, d. h. Mauern, deren Steine durch Pfahlwerk gestützt sind. Neben diesen Arten finden sich auch Wälle, die aus Lehm und Holzwerk hergestellt sind. Auf den Ringwällen waren gewöhnlich Brustwehren aus Flechtwerk oder Palisadenzäune angebracht. Der Ringwall bei Echterdingen hatte an den Ecken sogar Verteidigungstürme. In bestimmten Abständen sind die Ringwälle durch Toreingänge unterbrochen, und zwar in der Weise, daß die Dammflügel einige Meter nach innen zurückgeschlagen sind. Die Breite der Tore ist verschieden, je nachdem sie einzelnen Menschen oder Tieren und Wagen den Zugang gewähren sollten; es finden sich sogar Toreingänge von 20 Meter Weite. Diese auffallende Breite sollte wohl bei Belagerungen Ausfälle in geschlossenen Massen ermöglichen. Verrammelt wurden die Tore durch vorgelegte Balkengitter.

Den zweiten Bestandteil der Ringwallanlage bildet der Graben. Dieser befindet sich vor dem Walle und läuft mit letzterem parallel; er ist entweder einfach oder, bei besonders leicht zugänglichen Stellen, doppelt. Seine Tiefe beträgt bis zu 4 Meter, seine Breite bis zu 20 Meter. Seine Seiten sind teils schief, teils senkrecht. Den Toren gegenüber ist er entweder unterbrochen oder überbrückt. Hinter dem Graben war als drittes Schutzmittel ein Palisadenzaun angebracht.

Die Ringburgen waren teils nur vorübergehend, teils ständig bewohnt; dieses muß man daraus schließen, daß sich in einzelnen dieser Anlagen Spuren von Wohnstellen finden, in andern wieder nicht. Die Wohnstellen selbst waren in der Regel entweder Blockhütten, die sich an die Innenseiten der Wälle anlehnten, oder Wohngruben. Aber auch der Bau von Steinhäusern war den Bewohnern einzelner Ringburgen schon bekannt; in der Wallanlage auf dem Kirchberge bei Deidesheim, den sogenannten Heidenlöchern, sind noch heute die Grundmauern von 80 viereckigen Steinhäusern vorhanden. Das größte dieser Häuser hat 80 qm Flächeninhalt. Die Mauern bestehen aus Bruchsteinen ohne Mörtelverbindung; ihr Boden liegt entweder zu ebener Erde, oder er ist bis zu 2 Meter vertieft.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zur Wasserversorgung der Ringburgen dienten, falls nicht etwa eine Quelle in die Umwallung einbezogen werden konnte, kesselartige in den Felsen eingehauene Brunnenschächte oder Zisternen mit Holzverschalung.

Neben den bisher behandelten Ringwallanlagen mit steilen Vorder- und Seitenwänden gab es auch zahlreiche sogenannte Abschnittswälle; diese befanden sich auf Bergvorsprüngen und umgaben diese nicht vollständig im Kreise, sondern schlossen sie nur nach hinten ab und gewährten ihnen so Schutz gegen Angriffe von der Bergseite aus. Erwähnt seien an dieser Stelle auch die sogenannten Letzinen d. h. Grenzwälle oder Wehrhage, die zum Schutze der Landesgrenze oder als Grenzscheiden errichtet sind und sich oft kilometerweit hinziehen. Solche Grenzwälle finden sich beispielsweise am linken Ufer der Wehra bei Bergalingen, bei Quergen am Rencherloch und bei Willstätt.

Das Alter und der Ursprung der einzelnen Ringburgen lassen sich in vielen Fällen teils aus der Form der Anlage, teils aus Funden, die daselbst gemacht wurden, annähernd bestimmen. Es gibt Wälle, die aus der jüngeren Steinzeit (5000—2000 v. Chr.), andere, die aus der Bronzezeit (1800—1000 v. Chr.), solche, die aus der Hallstattzeit (1000—500 v. Chr.) stammen; andere ferner, besonders die mit der gallischen Mauer, sind keltischen Ursprungs und gehen in die La Tène-Zeit (400—200 v. Chr.) zurück; wieder andere gehören der germanischen Kultur an und reichen bis ins 3. christliche Jahrhundert herab. Manche Ringburg auf der Schwäbischen Alb und auf dem südlichen Schwarzwalde mag wohl von den Alemannen als Schutz- und Fliehburg während der Kämpfe angelegt worden sein, die dieser Volksstamm mit den Römern im 3. und 4. Jahrhundert n. Chr. um das Gebiet am Oberrhein führte; sicher haben sie damals die aus früherer Zeit schon vorhandenen Anlagen benutzt. Ein völlig sicheres Urteil über Alter und Ursprung der einzelnen Wälle läßt sich freilich nicht immer gewinnen, da manche Ringburg Jahrhunderte, ja Jahrtausende hindurch von vielen aufeinanderfolgenden Generationen und sogar von verschiedenen Volksstämmen benutzt wurde und so allerlei Veränderungen durchmachen mußte. So wurden beispielsweise innerhalb der Umwallungen auf dem Heiligenberg bei Heidelberg, die in die Bronzezeit zurückgehen, Funde aus der Hallstatt- und der La Tène-Zeit gemacht; dann wurde von den Römern daselbst ein Merkurtempel erbaut, und auch im Mittelalter gingen bedeutende Bodenveränderungen vor sich, da an die Stelle des heidnischen Tempels eine Kirche des hl. Michael trat; später entstand dort noch eine Klosteranlage, und heute geht der Pflug über den als Ackerland benutzten Boden. Ferner kam nicht selten der Fall vor, daß solche Ringwälle in späterer Zeit, sogar noch im 18. Jahrhundert n. Chr., vorübergehend im Kriege als Schanzen benutzt wurden. Daß endlich viele Steinwälle von den Umwohnern nach und nach entweder, um Baumaterial zu gewinnen, oder weil sie der Forst- und Ackerwirtschaft hinderlich waren, ganz abgetragen wurden, ist nur natürlich. Manche Ringburg wurde auch, wie noch heute an den Brandspuren zu erkennen ist, bei feindlichen Überfällen durch Feuer zerstört.

Wozu dienten nun diese Wallburgen? Ein alter römischer Schriftsteller, Cäsar, berichtet, daß die Kelten in schwer zugänglichen Wäldern Burgen anzulegen und mit Wall und Graben zu befestigen pflegten, und daß diese dann den Umwohnern des flachen Landes als Zufluchtsstätten dienten, wohin sie sich mit Weib und Kind und all ihrer beweglichen Habe in Kriegszeiten zurückzogen. Lange hat man, auf Grund dieses Berichtes, sämtliche Ringwälle als solche Fluchtburgen, also als vorübergehend und nur in Zeiten der Not bewohnte Plätze angesehen. Diese Ansicht ist, wie schon oben angedeutet wurde, durch die neuen Ausgrabungen endgültig widerlegt. Denn wenn es auch tatsächlich eine Reihe von Wallanlagen gibt, in denen keine Spuren von Wohnstellen sich nachweisen lassen, die also nur in Zeiten der Not, sei es im Kriege oder bei Überschwemmungen, wohl als solche Fluchtburgen dienten, so finden sich anderseits auch Ringburgen, die, wie die Spuren von Block- und Steinhäusern und Wohngruben beweisen, beständig bewohnt sein mußten. Eine dritte Art von Ringwällen bildeten die germanischen Volks- und Gauburgen, die als Residenz der Stammesfürsten und als Versammlungsplatz

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Gaugenossen, gleichzeitig aber auch als Fluchtburgen für Kriegszeiten anzusehen sind. Diese Gauburgen wurden in den unmittelbar auf die Völkerwanderung folgenden Zeiten angelegt, als die Alemannen, Schwaben, Franken, Chatten und Burgunder ihre festen Niederlassungen gründeten. Natürlich waren nicht alle diese Volksburgen eigentliche Neugründungen; manche bereits von den früheren Bewohnern des betreffenden Gaues angelegte Ringwälle wurden einfach von den Eroberern für ihre Zwecke umgebaut und weiter benutzt. Im 10. und 11. Jahrhundert n. Chr. entstanden durch Umbau solcher Ringwälle und der darin stehenden hölzernen Wohngebäude in regelmäßige Mauerbauten eine Reihe von Feudalburgen, nachdem Karl der Große durch Herbeiziehung italienischer Baumeister den fachgemäßen Mauerbau in Deutschland eingeführt hatte.

Kehren wir zum Ringwalle auf unserm Burghardberge zurück. Seine Erbauer haben einen geeigneten Platz für ihn gewählt; er beherrscht nicht nur den Ein- und Ausgang vom Schuttertal, sondern auch den Zutritt von der Gebirgsseite aus. Er zieht sich ganz oben über den Bergrücken und, bei der Schlusserbank beginnend, in einer Länge von 300 Meter und einer Breite von 200 Meter von Nordwesten nach Südosten hin, umfaßt also gegen 60 000 qm. Die Grundform der Anlage bildet eine unregelmäßige Ellipse. Die Umwallung ist eine doppelte und erreicht eine Höhe von 2,50 Meter; ihre Seiten sind schief; die untere Dicke mißt etwa 6—8 Meter, die obere etwa 2 Meter. Beide Wälle bestehen größtenteils aus kleinem Sandsteinschutt. Der innere Wall hat vom äußern einen Abstand von 3—10 Meter; nach Westen zu ist der äußere Wall in der Mitte seiner südlichen Hälfte in Form eines stumpfen Winkels ausgebuchtet, dessen Spitze vom innern Wall etwa 40 Meter entfernt ist. Auf der ganzen Südseite und auf einem Teil der Westseite bis zur Spitze des genannten Winkels zieht sich vor und parallel mit dem äußern Walle, von diesem durch einen Zwischenraum von etwa 1 Meter getrennt, ein 3 Meter breiter Graben hin, der die Anlage gegen die Seite des sich anschließenden Gebirgsmassivs zu schützt. Auf der Nord- und Südseite ist die Umwallung durch den nach dem Langenhard führenden Weg durchbrochen, der die ganze Anlage der Länge nach durchzieht. Leider sind die Wälle, besonders auf der Südwestseite, und auch die Innenwälle teilweise zerstört. Zwei Grabungen, die in den Jahren 1896 und 1897 durch Herrn von Preen mit Unterstützung der Herren Fabrikanten Julius Kaufmann und Kommerzienrat Otto Maurer auf der nordwestlichen und südlichen Seite der Einschließung vorgenommen wurden, hatten folgendes Ergebnis: Auf der Nordwestseite des Innenraumes der Umwallung wurden „den prähistorischen ähnliche Scherben“ aufgefunden. Bemerkenswert war, daß in einer Tiefe von 40 cm eine Lage regelmäßig geschichteter 20 cm großer, zum Teil flacher Sandsteine zum Vorschein kam. Nach unten zu verloren sich mehr und mehr die einzelnen Steine, worauf der gewachsene Boden zum Vorschein kam. Spuren von Wohnstätten wurden durch diese Grabungen nicht zutage gefördert. Daraus darf man schließen, daß die Lahrer Wallanlage eine bloße Fluchtburg war. Über ihr Alter läßt sich dagegen einstweilen, solange nicht weitere Fundgegenstände ausgegraben sind, nichts Bestimmtes sagen. Immerhin legen die aufgefundenen „den prähistorischen ähnlichen Scherben“ die Vermutung nahe, daß, wie dies von der vor zwei Jahren erforschten Nachbarburg auf dem Schönberg bei Freiburg nachgewiesen werden konnte, auch ihre Entstehung in die jüngere Steinzeit fällt. Volle Klarheit können selbstverständlich nur eingehende Grabungen bringen. Soviel aber steht heute schon fest, daß unsere Ringburg auch von den Menschen späterer Kulturepochen als Festung benutzt worden ist; dies beweisen die Gräben und Wälle, die sich am Westabhange des Burghards parallel mit dem Heidengraben in seiner ganzen Länge hinziehen. Es ist sogar zweifellos, daß es eine Zeit gab, wo die Anlage auf dem Burghard und die Heidenburg eine zusammenhängende Ringburg gebildet haben.

K. Fecht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

An die geheimnisvolle Schanze auf dem Burghard knüpft sich eine Volkssage, die in einzelnen Zügen an die Sage von der Frau Holde erinnert; es ist dies

4. Die Sage vom Burghardsweiblein.

Vor uralten Zeiten lebte auf der Burg des Burghardberges eine schöne, reiche Gräfin. Diese lud einst eine schwere Blutschuld auf sich. Dafür muß sie nun droben auf dem Burghard umgehen. Von vielen Leuten ist sie schon gesehen worden; man nennt sie nur das Burghardsweiblein. Sie ist eine hochgewachsene Frau; ihr Gesicht ist bleich, und weiß das Gewand, in das sie sich gehüllt hat. Im hellen Mondscheine wandelt sie durch die Burg, einsam und traurig, und wartet der Blumen, die ihre Kelche dem Mondlichte öffnen, mit ihren Tränen sie begießend. Von Zeit zu Zeit hört man in hellen Mondnächten Donnerrollen, und dann tauchen auf der Höhe des Burghards Reiter und Reisige auf, die unter Getöse und Hifthornklang durch den Wald ziehen; das Burghardsweiblein aber verläßt jetzt die Burg und wandelt langsam den Burgweg herab; in ihren Händen hält sie einen blutbefleckten Dolch; als Begleiter folgt ihr ein roter Hund. An dem Rotenbache macht sie halt, bückt sich über diesen und sucht mit dem Wasser das Blut von dem Dolche abzuwaschen; der treue Hund aber leckt das Blut aus dem Bache heraus. Dann geht sie wieder langsam, wie sie gekommen, auf die einsame Burg, wo nunmehr von den Reitern und Reisigen nichts mehr zu sehen ist, zurück. Von dem getrunkenen Blute aber wird der Hund immer röter und röter, und die Burghardsfrau wird, je mehr der Dolch vom Blute sich reinigt, weißer und weißer. Und wenn der Dolch wieder ganz blank geworden ist, dann ist auch das Burghardsweiblein erlöst. — Ihr Erscheinen hat für die Stadt immer ein wichtiges Ereignis im Gefolge. Den einzelnen Menschen aber, denen sie sich zeigt, bringt sie Glück und Segen. Schon viele gingen darum an den Rotengraben, um ihr zu begegnen, doch stets vergebens; sie erscheint nur solchen, die sie gar nicht suchen. Mit Vorliebe zeigt sie sich Brautleuten. — Das letzte Mal soll sie im Mai 1904 von zwei Brautpaaren gesehen worden sein. (Nach Angaben des Schriftstellers Alfred Siefert und anderer.)

K. Fecht.

's Burgertswiewli.

Wenn's drusse=n anfangt z' dunkle,
Derno wursch du als wach,
Wenn d' liäwe Sternli funkle,
No gehsch du an de Bach.

Wenn d' Nachtigalle schlage
Und wenn sich regt d'r Molch,
No hört m'r di als klage:
„Weg mit 'm Bluät vumm Dolch!"

So tribbsch du's schunn sitt Johre
Unn 's isch d'r nuch nit z'viel,
Hesch niä d' Geduld verlore,
De „gehsch" nuch allewiel.

O Wiewli, tuä doch sage,
Was soll dien großes Leid,
Was solle dieni Klage,
Hesch du's nuch niäme g'sait?

Für wenne pflanzsch dien Gärtli
So heimlig im Gebüsch,
Für wenne d' Schlüsselblüämli
Unn d' Ärb're*) rot unn frisch?

I frogg — unn dieni Träne,
Diä haw i klar unn hell
Als Antwort fliäße sehne
Uß d'r Mariequell'.

Aus „Grüselhornklänge" von Alfred Siefert.

5. Die Kupfer- und Bronzezeit 2000—1000 v. Chr.

Etwa zu Beginn des 2. vorchristlichen Jahrhunderts hielt das erste Metall in Süddeutschland seinen Einzug. Es war dies das nach der Insel Zypern benannte Kupfer. Kupferne Hals- und Armringe, Kupfergefäße, auch Kupferbeile wurden zu jener Zeit auf dem Handelswege in unserm

*) Ärb're = Erdbeeren.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lande eingeführt. Damit begann die Metallzeit, die, je nach dem herrschenden Metalle, in Kupfer-, Bronze- und Eisenzeit zerfällt. Es ist klar, welchen Fortschritt für die Herstellung von Werkzeugen, Waffen und sonstigen Gerätschaften der Gebrauch des gegenüber dem Steinmaterial viel leichter zu bearbeitenden Metalls bedeutete.

Doch war das Kupfer verhältnismäßig weich und teuer und konnte darum die billigeren und härteren Steingeräte nicht verdrängen. Dies gelang erst der Bronze, die aus einer Mischung von 10 Teilen Zinn und 90 Teilen Kupfer besteht und eben infolge dieser Legierung genügende Härte aufweist. Zunächst wurden um das Jahr 1800 v. Chr. fertige Bronzegeräte als Handelsartikel zu uns gebracht; später bezog man Bronzebarren und besorgte das Schmelzen selbst. Hierzu dienende Gußformen hat man neuerdings in Pfahldörfern aufgefunden. Die Waffen und Werkzeuge, zu denen man bisher Steinmaterial verwendet hatte, wurden nun allmählich nur noch aus Bronze hergestellt. Als neue Waffe erscheint das Schwert; neu sind auch viele Schmuckgegenstände: Arm-, Hals-, Fingerringe, Fibeln, die unsern Sicherheitsnadeln entsprechen; außerdem Radbeschläge, Schalen und Kannen. Da die Herstellung dieser Gegenstände besonderes Geschick und längere Übung voraussetzt, so widmeten sich einzelne Leute ausschließlich ihrer Anfertigung; so entstand das Schmiedehandwerk und damit der Anfang der übrigen Gewerbe.

Große Vervollkommnung erfuhr in der Bronzezeit auch der Ackerbau durch die Anlage der sogenannten Hochäcker; man versteht darunter parallel nebeneinander herlaufende Äcker, die durch Gräben gegenseitig getrennt, schön eingeebnet und gegen die Umgebung erhöht sind.

Durch Erweiterung des schon von den Menschen der jüngeren Steinzeit angelegten Wegnetzes wurden Handel und Verkehr befördert. Dadurch wuchs der Wohlstand, und die Ebene bevölkerte sich mehr und mehr; infolge der zunehmenden Wärme ward jetzt auch das Gebirge besiedelt.

Die Toten wurden in der Bronzezeit verbrannt und die Asche zusammen mit Schmuckgegenständen und kleineren Gefäßen beigesetzt. Ein solcher Urnenfriedhof befindet sich bei Endingen.

Daß auch in unserer Gegend damals eine Ansiedlung bestand, beweisen Fundgegenstände aus dieser Zeit: in einer Felsspalte im Hohberg hat man eine bronzene Lappenaxt, die vor dem Jahre 1500 v. Chr. angefertigt sein muß, ferner in einer Kiesgrube zwischen Schutter und Gewerbekanal Scherben eines Gefäßes aus schwarzem, quarzhaltigem Tone, wie er damals gebräuchlich war, aufgefunden. Diese Gegenstände sind in der städtischen Sammlung zu sehen.

K. Fecht.

6. Hallstattzeit 1000—500 v. Chr.

Im Jahre 1886 wurden bei Meissenheim in dem Gemeindewald Langenrod in einem runden Grabhügel mehrere übereinander liegende Grabstätten aufgedeckt, in denen sich teilweise auf Unterlagen von Nadelholz neben Knochenüberresten Scherben von Tongefäßen, Hals-, Arm- und Fußringe aus Bronze, Armringe aus Lignit, Perlen aus Gagat, Glas und Bernstein, ein Goldring, außerdem ein Eisenringchen mit einer Emailperle und ein 10,5 cm langes und 6 cm breites Eisenstück, vielleicht von einem Schwerte stammend, fanden. Diese Grabstätten gehören mit ihrem Inhalte der Hallstattkultur an. Man nennt so die Zeit von 1000 bis 500 v. Chr. nach dem österreichischen Marktflecken Hallstatt, wo im Jahre 1846 über 1000 aus jener Zeit herrührende Gräber mit Bronze- und Eisengeräten entdeckt wurden. Um den Beginn des 1. vorchristlichen Jahrtausends wurde nämlich ein neues Metall bekannt, das Eisen. Zwischen diesem und der Bronze begann nun ein jahrhundertelanger Kampf um die Vorherrschaft. So kommt es, daß die aus der Zeit dieses Kampfes (1000—500 v. Chr.) stammenden Funde nebeneinander Bronze- und Eisengeräte aufweisen. Die Schmuckgegenstände, kunstvolle Spangen und Ringe, Fibeln und Nadeln, Gürtelbleche mit Figuren, sind gewöhnlich aus Bronze, die Waffen, wie Schwerter, Dolche und Lanzenspitzen, und Werkzeuge dagegen aus Eisen angefertigt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In der Hallstattzeit entwickelte sich die Kunst der Metallbearbeitung zu einer erstaunlichen Vollendung. Die Waffen und Werkzeuge wurden mannigfaltiger und vollkommener; sogar Ornamentenschmuck in getriebener Arbeit wurde gefertigt; da sieht man „aufmarschierende Krieger, förmlich uniformiert, Infanterie und Kavallerie mit Helm und Schild, da sieht man Fürsten auf dem Throne sitzen;“ man sieht „festliche Aufzüge, die Musiker voran, die Frauen in Frauenwagen, die Männer mit Rosselenkern im Streitwagen;“ man sieht Opfer, Kampfspiele und Jagdzüge. Nicht minder entwickelt war auch die Töpferkunst. Die mit geometrischen Mustern reich bemalten roten und schwarzen Gefäße wie Becher, Krüge, Schüsseln, Teller, Tassen, Vasen weisen die mannigfachsten Formen auf. Durch Einführung des Pfluges gelangte der Ackerbau zu weiterer Entfaltung. Daneben bildete sich ein förmlicher Handwerkerstand; es gab Schmiede, Wagner, Töpfer u. a. Auch herrschte reger Handelsverkehr; aus Italien wurden goldene und silberne Schmuckgegenstände und kostbare Vasen, von Norden zahlreicher Bernstein eingeführt. Nicht unwahrscheinlich ist, daß damals sogar schon die Buchstabenschrift im Gebrauche war. Von dem Wohlstande und der hohen Kultur jener Zeit legen einzelne noch jetzt erhaltene Grabgewölbe fürstlicher Personen Zeugnis ab; mit reichem Schmucke, mit goldenen Diademen, mit herrlichen Vasen, ja mit Roß und Wagen sind diese Toten beigesetzt. Ueberhaupt wurde der Tote im vollen Schmuck des Lebenden bestattet. Der Mann erhielt sein eisernes Schwert, bronzene Armringe und goldene Fingerringe; die Frau ihre Ohrringe, Haarnadeln, Armringe aus Bronze, Spinnwirtel usw. Ueber der Leiche wurde ein Hügel gewölbt oder es wurden kunstvollere Bauten, Kammern aus großen Steinen errichtet. Die Leiche ruhte häufig auf Brettern. Meist kamen in einen Hügel mehrere, bis zu 20 und mehr Leichen, die nach und nach in verschiedener Tiefe beigesetzt wurden. Wie aus dem Meissenheimer Gräberfund zu ersehen ist, war teils Leichenbestattung, teils Aschenbeisetzung üblich. — Für Lahr sind bis jetzt Spuren der Hallstattkultur nicht nachgewiesen; doch darf mit Sicherheit angenommen werden, daß auch unsere Gemarkung in jenen Tagen besiedelt war. Es ist undenkbar, daß eine Gegend, die so günstige Siedlungsbedingungen aufweist und die vorher und nachher tatsächlich besiedelt war, in der Zwischenzeit, da doch bei der damaligen Dichtigkeit der Bevölkerung sogar der verhältnismäßig unwirtliche Schwarzwald bewohnt war, öde und unangebaut dagelegen haben sollte.

7. La Tène-Zeit 400—200 v. Chr.

Um das Jahr 400 v. Chr. erschien bei uns ein fremdes Volk — ob es von Westen oder von Norden kam, ist nicht mehr zu entscheiden, — bemächtigte sich des Landes und setzte sich rechts und links des Oberrheins fest; dies Volk waren die Kelten, im Volksmund auch Welsche genannt. Die Kelten machten der Hallstattzeit ein jähes Ende, und die Kulturepoche, die nunmehr begann, nennt man nach einem der bedeutendsten Fundorte am Neuenburger See die La Tène-Zeit. Das wesentliche Merkmal dieser neuen Kultur ist, daß sie noch mehr, als es schon in der Hallstattzeit geschehen war, die Bronze verdrängte: zwar verwendete man für den Schmuck noch größtenteils Bronze, aber Waffen und Werkzeuge, fast alle anderen Geräte, sogar zahlreiche Schmuckgegenstände wurden jetzt aus Eisen verfertigt. Das Material, das in der Hallstattzeit von außen bezogen werden mußte, gewannen die Kelten aus einheimischen Gruben. Gleichzeitig erhielten die Erzeugnisse des Handwerks und der Kunst ganz neue Formen. Außerdem wurde als neues Kulturgut das Geld eingeführt: neben römischen und griechischen Geldstücken waren keltische Münzen, die jenen nachgebildet waren, in Umlauf. Besonders eigenartig waren die sogenannten Regenbogenschüsselchen, d. h. dünne, hohlgebogene Gold- und Silbermünzen.

Die Kelten waren ein fleißiges, begabtes Volk; sie bewohnten die ganze obere Rheinebene und den Schwarzwald, trieben Ackerbau, Viehzucht und Gewerbe, beförderten den Handel durch wohlangelegte Wege und Straßen. Wie der römische Schriftsteller Cäsar berichtet, kannten sie auch die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schrift, für die sie die Zeichen des griechischen Alphabets benutzten. Durch die Kunst des Ziegelbrennens brachten sie das Bauwesen zu hoher Blüte. Neben Dörfern legten sie auch Städte an, die sie mit Mauern, Wällen, Gräben und Palisaden befestigten; solche Städte waren z. B. Lopodunum, das heutige Ladenburg (eigentlich Lobdenburg) und Tarodunum, das heutige Zarten bei Freiburg (dunum = Zaun hat die Bedeutung von Burg). Eigentümlich war die Bauweise ihrer Mauern, die man darum auch geradezu gallische Mauern nennt: hölzerne und steinerne Längs- und Querschichten wechselten regelmäßig in der Weise miteinander ab, daß die Mauer von außen das Aussehen eines Schachbrettes bot; zur Erhöhung der Festigkeit war das Holzwerk auf der Innenseite mit großen eisernen Nägeln und Klammern zusammengefügt. Eine Ansiedlung der La Tène-Zeit befand sich in unserer Nähe bei Friesenheim, wie ein am „Schlößleberg" gemachter Grabfund beweist. Dort wurde „ein Bronzehalsring mit aufgedrucktem Schildchen und drei kleinen runden Schalen zur Einlage von Glasflüssen, dabei Fragmente eines Hohlrings und eines massiven Armrings von Bronze" ausgegraben. Bedauerlicherweise befinden sich diese Gegenstände nicht in der hiesigen, sondern in der Freiburger Sammlung. Auf keltische Besiedlung in unserer Gemarkung weist übrigens wohl der Name Walkenbuck (Walchenbuck) hin, d. i. welscher oder keltischer Buck. Keltische Ortsnamen unserer Gegend sind Schuttern und Welschensteinach. Auch der Name Schutter ist auf keltischen Ursprung zurückzuführen und heißt Fluß; ebenso der Name Unditz, der Flüßchen bedeutet, wie denn eine Reihe von badischen Fluß- und Bergnamen an die einstigen keltischen Besiedler erinnert: Donau, Dreisam, Elz, Glotter, Kinzig, Neckar, Neumagen, Rhein, Belchen, Kandel u. a.

K. Fecht.

8. Die germanische und römische Zeit 200 v. Chr. bis 260 n. Chr.

Nicht viel länger als 200 Jahre blieben die Kelten im Besitze ihres rechtsrheinischen Gebietes. Durch Germanenstämme, die von Norden her in die fruchtbaren Gefilde eindrangen und im Laufe des 2. vorchristlichen Jahrhunderts das ganze heutige Baden besetzten, wurden sie nach Süden und Westen über den Rhein getrieben. Freilich durften auch viele von den Kelten zurückbleiben und wurden, da sie manches Handwerk und manche Kunst besser verstanden als die Germanen, die Lehrmeister der letzteren. Die neuen Eroberer drängten bald die Kelten über den Rhein und setzten sich sogar am linken Flußufer zwischen Worms und Straßburg fest. Aus ihren linksrheinischen Sitzen wurden sie aber wieder durch den Sieg verjagt, den der römische Feldherr Julius Cäsar, der damalige Statthalter vom südlichen Gallien, über den germanischen Heerkönig Ariovist im Jahre 58 v. Chr. bei Schlettstadt erfocht. Bald darauf mußten sie auch ihre rechtsrheinischen Eroberungen vor der römischen Uebermacht räumen; nachdem im Jahre 14 v. Chr. der nachmalige Kaiser Tiberius (14—37 n. Chr.) die Schwäbisch—Bayerische Hochebene zwischen Rhein und Donau unterworfen hatte, wichen sie allmählich nach Norden zurück, und das Land blieb öde liegen, bis es durch den Kaiser Vespasian (69—79 n. Chr.) im Jahre 74 militärisch besetzt wurde. Unter dem Schutze der römischen Legionen entstanden nun in kurzer Zeit zahlreiche Ansiedlungen, Dörfer und Städte, z. B. Straßburg, deren Bewohner den Herren des Landes Zehnten zu zahlen hatten (Zehntland). In unserer Gegend waren römische Ansiedlungen bei Dinglingen, Sulz und Lahr. — Der alte Wohlstand zog wieder ein; Ackerbau, Obst- und Weinkultur schufen das Land zu einem blühenden Garten um; zur Förderung des Handels und Verkehrs und zur Erleichterung der Truppenbewegungen wurden die alten Wege, wie z. B. die uralte Völkerstraße, die von Basel an durch die Rheinebene nach Norden führt, ausgebaut und neue angelegt, z. B. die Heerstraße, die den Rhein mit der Donau verband und sich von Straßburg durch das benachbarte Kinzigtal über Wolfach, Rottweil a. N. bis nach Sigmaringen hinzog. — Auch die römische Kunst fand überall ihre Pflegestätten, vor allem die Bau- und Bildhauerkunst, die Technik der Metallbearbeitung und die Keramik; eine umfangreiche Töpferei befand sich beispielsweise in Riegel.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zum Schutze der Straßen und Ansiedlungen wurden an wichtigen Punkten, wie Talausgängen und Furten über Flüsse, feste Kastelle angelegt.

Auch zahlreiche römische Meierhöfe waren überall durch das Land hin zerstreut. Ein solcher Meierhof war gewöhnlich von einer viereckigen Steinmauer umgeben. Er bestand aus dem Herrenhause und den Wirtschaftsräumen. Im Herrenhause befanden sich stets einige mit Glasfenstern versehene Zimmer, die durch eine Luftheizungsanlage erwärmt werden konnten. Diese Erwärmung geschah auf folgende Art: Der steinerne Fußboden ruhte auf kleinen Pfeilern und die Wände waren mit Tonkacheln verkleidet; hinter diesen Kacheln nun und unter dem Fußboden befanden sich Hohlräume, in die die warme Luft geleitet werden konnte, so daß Kacheln und Steinboden eine behagliche Wärme verbreiteten. Auch eine Badeeinrichtung für kalte und warme Bäder fehlte in keinem Wohnhause.

Ende des 3. Jahrhunderts hörte die Herrschaft der Römer im Zehntlande auf und ging an die Alemannen über. Doch waren die Römer in vielen Dingen, wie im Hausbau, Gartenbau, Obstbau, in der Milchwirtschaft und im Wegbau die Lehrmeister der Alemannen gewesen, und noch heute sind zahlreiche Spuren vorhanden, die an die einstige römische Kultur erinnern. Da gibt es zunächst eine Reihe von Lehnwörtern, die aus der lateinischen Sprache ins Deutsche übergegangen sind: Straße, Mauer, Ziegel, Kalk, Zisterne, Keller, Kammer, Küche, Fenster, Erbse, Rettich, Wein, Kelter, Käse, Pforte, Pfeifen, Pfanne u. a. Daneben gehen noch einige Lahrer Gewannamen auf die Römer zurück, so Romersberg (über dem Kähnergäßle) und Mauergäßle (zwischen Kähnergäßle und Friedhof). Sehr zahlreich sind auch die Funde aus jener Zeit, die man überall in unserm Lande gemacht hat. In Lahr sind zwei Bruchstücke von römischen Skulpturen, Tongefäße, das Stück eines Wasserleitungsrohres, römische Münzen und Ziegelstücke mit zwei verschiedenen Stempeln der 8. Legion ausgegraben worden, in Sulz Mauerreste eines römischen Gehöftes; römische Münzen wurden in Langenwinkel, Ottenheim, Prinzbach, Sulz, Wittenweier und auf Hohengeroldseck aufgefunden. Außerordentlich reichhaltige Funde aber wurden am Anfange des vorigen Jahrhunderts in Dinglingen zutage gefördert. In Dinglingen befand sich ja, wie schon erwähnt, eine römische Niederlassung und zwar auf dem sogenannten Mauerfelde, das südlich von der Schutterbrücke, westlich von der Landstraße nach Freiburg, nordöstlich von der Schutter begrenzt ist. Amtmann Stein, der Verfasser der 1827 erschienenen „Geschichte und Beschreibung der Stadt Lahr", berichtet darüber folgendes: „Auf dem Mauerfeld und den auf der andern Seite der Landstraße liegenden Aeckern fanden sich viele römische Tonscherben teils von Terra sigillata, teils von gemeinem Ton, entweder auf beiden Seiten rötlich mit schwarzem Kern in der Mitte oder ganz schwarz mit erdfarbigem oder noch schwärzerem Kern, letztere Stücke gewöhnlich sehr dick und stark, zuweilen mit engen Kreislinien umzogen und aus einem mit weißem Sand und gestoßenen Ziegeln gemischten Stoff gefertigt. Unter dem Boden, der an manchen Stellen beträchtlich aufgefüllt ist, befinden sich Mauertrümmer zerstreut. Große rohe Sandsteine sind ohne erkennbaren Mörtel zu einzelnen Pfeilern zusammengestellt; um sie herum lagen viele und große Stücke schwarzen Tongeschirrs und römische Ziegel." Ferner fand man im Jahre 1820 bei Erbauung der Schutterbrücke auf der Seite des Mauerfeldes viele römische Münzen, Werkzeuge, Schaufeln, Steigbügel, Hufeisen u. a.

In unserer städtischen Sammlung sind eine Reihe römischer Altertümer zu sehen.

K. Fecht.

9. Die alemannische Zeit.

Mit Beginn des 3. Jahrhunderts n. Chr. durchbrachen die Alemannen, ein aus mehreren Stämmen zusammengesetzter germanischer Völkerbund, den römischen Grenzwall und drangen bis in die Zehntlande vor, um deren Besitz sie mit den Römern lange Jahre kämpften; zwar wurden sie wiederholt zurückgeschlagen, aber immer machten sie wieder auf den Vorbergen des Schwarzwaldes halt;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hier verschanzten sie sich durch feste Wallanlagen — eine solche Anlage war vermutlich die Heidenburg auf dem Ernet —, sammelten frische Kräfte und erneuerten dann von hier aus ihre Vorstöße gegen die Römer, bis am Ende des Jahrhunderts die Eroberung des rechten Rheinufers vollzogen war. Sie blieben aber nicht auf die Dauer im Besitze des ganzen Landes; im Anfange des 6. Jahrhunderts mußten sie die nördlichen Gebiete am Main und Neckar den Franken überlassen; als Stammesgrenze zwischen Alemannen und Franken wurden Oosbach und Murg festgesetzt; die ersteren sollten das Gebiet südlich, die letzteren das Gebiet nördlich der Murg bewohnen; diese Grenze besteht im wesentlichen heute noch. Die neuen Herren des Landes ließen sich neben den bisherigen römischen Ansiedlungen nieder, denen sie alemannische Namen beilegten; und diese Ortsnamen sind bis auf den heutigen Tag geblieben. Eine solche alemannische Niederlassung ist beispielsweise Dinglingen. Neben der früheren römischen Siedlung machte sich hier ein alemannischer Edeling namens Tuntilo mit seinen Gefolgsmannen ansässig. Die neue Niederlassung hieß zen Tuntilingen, d. h. bei den Leuten des Tuntilo; noch 961 wird der Ort Tuntelinga genannt; später lautet der Name Dundelingen, woraus dann die heutige Form Dinglingen geworden ist.

Über die Kultur der Alemannen wissen wir nicht viel; abgesehen von Gräberfunden aus jener Zeit, sind nur noch wenige Überreste dieser Kultur vorhanden. Ihre Toten bestatteten sie, wie das heute noch geschieht, neben den Dörfern auf Friedhöfen in Reihengräbern. In Steinplatten, die zu einem Sarg zusammengesetzt sind, ruht der Tote mit Kleidern, Schmuck und Waffen. „Da fördert der Spaten eiserne Lanzen, Schwerter, Dolche, Messer, Schildbuckel usw. hervor, man bewundert die kunstvolle Silbertauschierarbeit in ihren eigentümlichen Schlangenmustern auf den eisernen Gürtelschnallen oder den bronzenen Gewandnadeln; neben solcher heimischen Arbeit liegen eingetauschte Gläser römischer Arbeit oder Münzen.“ Auf einen alemannischen Friedhof, der dem 7. Jahrhundert angehörte, stieß man 1899 hier „im Hagedorn“; ein Skelett hatte beim rechten Bein einen Skramasax (Länge der Klinge 42,6, des Griffs 12,4 cm), in der Hüftengegend einige Ringe und eine silbertauschierte Schnalle, links drei Pfeilspitzen liegen. Bei einem zweiten fand sich ein Skramasax (Länge der Klinge 40,2 und des Griffs 19,5 cm), bei einem dritten eine schöne Spatha (Länge der Klinge 77, des Griffs 13 cm) mit zwei Bronzenägeln an der Angel und silbertauschiertem Knauf. Diese Funde werden in der städtischen Sammlung aufbewahrt. Auch in Dinglingen fand man 1825 in einem Hausgärtchen eine alemannische Grabstätte und in derselben ein kurzes Eisenschwert, Speer und Streitaxt, ein Glas und einige Münzen.

Gelegentlich ist dem Toten auch einmal ein Kreuzchen mitgegeben, das zeigt, daß jener im Leben ein Anhänger der christlichen Lehre war. Die Einführung des Christentums bei den Alemannen erfolgte im 7. und 8. Jahrhundert. In unserer Gegend wirkte als Glaubensbote der heilige Landolin, der Gründer von Ettenheimmünster.

K. Fecht.

10. Ortsnamen von Lahr und Umgebung.

Wenn wir vom Schutterlindenberg ins Ried und ins Schuttertal hinausschauen, so sind uns die umliegenden Berge und Abhänge, die Gewässer und die Ortschaften mit ihren freundlichen Kirchtürmen alle vertraut, und wir kennen gar wohl ihre Namen. Wenn wir uns aber fragen, was diese Namen eigentlich bedeuten, so wissen wir es in den meisten Fällen nicht und suchen vergeblich darnach. Geht es uns doch oft geradeso mit unserm eigenen Vor- und Geschlechtsnamen! Wir führen ihn unser ganzes Leben lang und wissen nicht, was er für eine Bedeutung hat. Trotzdem aber wachen wir sorgfältig darüber, daß nicht ein Buchstabe des Namens verändert wird; er ist altes Erbgut und soll immer so bleiben, wie ihn unsere Vorfahren und wir geschrieben und gesprochen haben. Wie kommt es, daß uns der Sinn und die Bedeutung dieser Namen nicht immer verständlich ist? Haben sie vielleicht gar keinen Sinn? Ganz gewiß haben sie einen. Unsere Ortsnamen sind sehr

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

alt. Das ist der Grund, weshalb wir viele nicht mehr verstehen. Vor 500—1000 Jahren und noch früher, als diesen Orten ein Name gegeben wurde, war unsere Sprache rauh und kräftig und besaß viele Wörter, die wir heute nicht mehr kennen. Die Sprache hat sich seit dieser Zeit sehr stark verändert, sie ist fein geworden; aber die Ortsnamen haben sich nur ganz wenig mitverändert, sie sind stehengeblieben und lauten heute noch fast genau so wie vor vielen Jahrhunderten, als die Staufenkaiser regierten. Man kann sie jedoch erklären und deuten mit Hilfe jener vor 800 Jahren gebräuchlichen deutschen Sprache. Das wollen wird in folgendem versuchen.

1. Die Alemannen in unserer Gegend.

Die Sprache, die wir in der Schule sprechen, ist das Hochdeutsche. Daheim und im Verkehr mit guten Bekannten sprechen wir die Mundart. Die Mundart des südlichen Teils des Großherzogtums Baden — auch die von Lahr und Umgebung — heißt: das Alemannische. Dieser Name rührt her von dem deutschen Volksstamm der Alemannen, die seit über 1500 Jahren in unserer Gegend heimisch sind. Auch die Orts- urd Flurnamen unserer Gegend sind größtenteils alemannisch, wenn auch einzelne von ihnen, z. B. Schutter, Unditz, Romersberg, Mauerweg, wie wir schon wissen, auf die Kelten und Römer, die ja vor den Alemannen in unserem Lande wohnten, zurückgehen.

Die Alemannen, die im dritten und vierten Jahrhundert n. Chr. die Römer zum Land hinausjagten, waren kein Hirtenvolk mehr, sondern kannten den Ackerbau und trieben Viehzucht. Sie wählten dazu aber nicht die Ebene, sondern lieber die Täler am Rand des Gebirges. Denn die Rheinebene war vielfach bis an die Ausläufer des Schwarzwalds von Rheinarmen und Altwassern durchzogen. Bis zum Jahr 1230 etwa umfloß ein zweiter Stromarm des Rheins den Kaiserstuhl auf der östlichen Seite. Weite Strecken der Rheinebene standen vor einigen hundert Jahren noch unter Wasser oder waren versumpft und mit Schilfrohr bewachsen; daher der Name Ried, der Schilfrohr bedeutet.

Aber auch das Schuttertal hatte in jener Zeit ein anderes Aussehen. Es hatte einen viel größeren Waldreichtum und weniger Wiesen und Wege. Deshalb war die Schutter viel tiefer und reißender; noch im Mittelalter konnte man Holländerstämme auf ihr nach Straßburg flößen. Man vermied es, nah an ihren Ufern sich anzusiedeln. Von Dinglingen bis ins hintere Schuttertal liegen alle Orte auf der rechten, erhöhten Seite der Schutter. Sie liegen längs der kleinen Seitenbäche, die in die Schutter münden, da diese reines, klares Wasser führen und bei hohem Wasser nicht allzu sehr anschwellen. Diesen Bächen gab man Namen: der Kuhbach, von den Kühen, die an seinen Ufern weideten; der Gießen, das heißt der schmale, fließende Bach; der Reichenbach, nach dem engen Tal, in dem das Wasser damals floß (rihi = Schlucht); der Steinbach, von dem steinigen Bett seines Laufes; der Seelbach oder Salbach, nach den Salweiden, die an den Ufern wuchsen; der Litschenbach, das ist der kleine Bach (Luttschutter, Gewanname bei Schuttertal = kleine Schutter); der Tretenbach (Tretenhof), das heißt der schnelle Bach. — So hieß zuerst nur der einzelne Bach, an dem vielleicht ein Hof oder eine Viehhütte stand; später, als mehr Hofstätten an demselben Platz entstanden, wurde der Ort wie der Bach genannt. Heute sind Kuhbach, Seelbach usw. Ortsnamen.

2. Die Siedlung.

Das Wichtigste für eine Dorfgründung nach dem Wasser war der Wald. Deshalb gab man den Wäldern und Bergen früh einen Namen. Gerade wie man die Bäche nach äußeren Merkmalen bezeichnete, so die Berge nach ihrer äußeren Form. Das Wort Hard bedeutete früher Wald. Der Langenhard war der lange Wald; der Burghard der Wald, auf dem sich eine Burg oder ihre Reste befanden; der Grassert (Graßhard) war der große Wald; der Lützelhard (lützel = klein)*) der kleine Wald; der Blumert (Gewanname am Schutterlindenberg hinter dem Stadtpark) war

*) Ein Lahrer Sprichwort: z'lützel un z'viel verderbt alles Spiel.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vielleicht ein blumenreicher Wald gewesen — vor langer Zeit. Der Altenberg hieß der alte Berg, der Hohberg der hohe Berg, der Schönberg (Schimberg) der Berg im Sonnenschein.

Nachdem die Landnahme und Ansiedlung in unserm Tal geregelt war, ging man daran, große Waldstücke auszuhauen und durch Abbrennen der Wurzelstöcke in Felder und Wiesen zu verwandeln. Man hieß das Roden oder Reuten. Daher der Name Gereut bei Reichenbach. Der Wald schwand: daher der Name Ottoschwanden. Auch in Lahr reichte er früher bis näher an die Stadt; das Gewann Schadlohn heißt geringes, armseliges Gehölz, und es muß dort früher einmal Wald gestanden haben.

Das Schuttertal und das Ried gehörten zu dem alten Gau, der Ortenau hieß. Er reichte von Ringsheim bis nach Bühl und umfaßte auch das Kinzigtal. Die Orte, die in diesem Gau lagen, waren alle kleine Dörfer. Die Ackerflur eines jeden Dorfes war aufgeteilt in Gewanne, das heißt in große Stücke Land, auf denen 30 oder 40 Felder lagen; jeder Einwohner hatte früher in jedem Gewann ein Stück Feld. Das übrige Land war Allmende (= All-Gemeinde) und Gemeindewald. Da wenig Wege durch die Gemarkung führten, so mußten die Felder zur gleichen Zeit von allen Besitzern bestellt werden, so daß man nachher zur neuen Feldbestellung über die Äcker und Wiesen fahren konnte; noch heute wird zur gleichen Zeit geherbstet. Die Anlage des Dorfes, die sich heute noch großenteils erkennen läßt, hing von der Bodenbeschaffenheit ab. In der Ebene, wo Platz genug vorhanden war, baute man die Häuser meist regellos (Haufendorf); ein Gewirr von kleinen Pfaden führte von Haus zu Haus. Später wurden daraus die Dorfstraßen und bei Neubauten richtete man sich nach diesen Straßen und Plätzen. Die Rieddörfer weisen diese Anlage auf. In einem engen Tale aber, das von einem Bache durchflossen war, mußten sich die Häuser nach dem vorhandenen Platze richten; man stellte die Häuser mit der Schmalseite nach dem Bache zu in eine Reihe (Reihendorf). Das konnte aber nur geschehen, wenn der Lauf des Baches ziemlich gerade war. Ein solches Reihendorf ist das benachbarte Friesenheim, ebenso Langendenzlingen. Im hinteren Schuttertal dagegen, wo nicht sehr viel Acker- und Weideland vorhanden war, lag alles Feld eines Ansiedlers in einem Stück geschlossen beisammen bei dem Hof (geschlossenes Hofgut) und führte den Namen Hufe; daher noch der Hubhof bei Seelbach.

Viele Ortschaften haben ihren Namen von ihrer Lage; in unserer Gegend z. B. Schweighausen von Schweige = Viehhof; Sulz von seiner Lage an einer salzigen Quelle. Der Hursterhof bei Dinglingen heißt so nach dem Worte Hurst = Gesträuch; der Sodhof beim Kallenwald (= kahlen Wald) von Sod = Sumpflache. In dem Wort Oberschopfheim steckt das alte Wort schopf = Wald. Auch die Gewanne führen ihre Namen meistens nach der Lage ihrer Felder: Wasserklamm = Hohlweg, in dem bei Regen das Wasser herunterschießt; Langhalde, Holderberg, Breite, Kaltbrunnental, Lierbach (= Lehmbach), Rustal (= Binsental), Laimerfeld (Laime = Lehm), Schwöllbach (= der schwellenartig abfließt), Krummhalde, am Sulzbach; Hagenbrunnen, Hagedorn und d'Heg gehen zurück auf einen Hag, der früher auch im freien Feld den Grundbesitz abgrenzte. Auf dem nach Hugsweier zu gelegenen Ausläufer des Schutterlindenbergs heißt ein Gewann Nellenburg; dies bedeutet: Burg auf dem Bergkamm; wahrscheinlich befand sich hier früher eine Festungsanlage. In der Nähe der Nägelgasse liegt das Gewann im Negele, so genannt nach wildwachsenden Nelken (= Negele); das Gewann im Elend hieß so, weil seine Äcker außerhalb der Gemarkung, in der Fremde lagen (auch Elsaß = Sitz in der Fremde); das Besenreis war der Abhang, an dem das Birkenreis für die Besen geschnitten wurde.

Nicht so häufig werden die Gewanne nach Tieren bezeichnet: das Lerchental liegt am Schutterlindenberg in der Nähe des Schutterer Pfads; der Finkengarten beim Brauhaus. Spierlinsrain hat seinen Namen von dem Sperling oder von der Spierschwalbe, der Schnokebuckel von den Schnaken, die Hosematte bedeutet wohl Hasenmatte, der Krebsberg kann von kleinen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Krebsen, die oft plötzlich und in großen Massen in Lachen auftreten, seinen Namen haben. In Burgheim heißt ein Gewann der Luxe. Vielleicht ist es so benannt nach dem Luchs, der in Baden bis zum 18. Jahrhundert als Standwild vorkommt. Noch vor 400 Jahren gab es in der Gegend von Freiburg Bären, Wölfe und Luchse. Und Biberach im Kinzigtal hat seinen Namen von dem Biber.

3. Kirche und Kultur.

Irische Glaubensboten haben im 7. Jahrhundert das Christentum zu den Alemannen und Franken gebracht. Die Kirche brachte aber nicht nur die kirchliche Lehre, sondern sie brachte auch das, was wir Kultur nennen, das ist Verbesserung der Wirtschaft, der Lebenshaltung und Gesittung. Sie bebaute das ihr geschenkte Land musterhaft. Auf allen ihren Besitzungen, die mit der Zeit durch Schenkungen sich vergrößerten, wurden Kirchen oder Klöster oder Kapellen errichtet. Kleine Kapellen oder Einsiedlerwohnungen führten auch den Namen: Zelle. Von solchen kirchlichen Niederlassungen rühren viele Ortsnamen her. So kennen wir aus unserer Gegend Zell a. Harmersbach, Heiligenzell, Schutterzell, Kürzell = Kirchzell. Der Name Kappel geht auf Kapelle zurück. Ettenheimmünster, Münchweier und Nonnenweier sagen uns, daß dort Mönche und Nonnen Klöster gehabt haben (Münster = Kloster, Klosterkirche). In dem einsamen Tal bei Kuhbach hatte ein frommer Bruder, ein Mönch, eine Kapelle erbaut; man hieß das Tal nach ihm: (des) Bruders Tal. Die Gewanne in Lahr Klostermatten (früher: im Stift), Gloschte (= Kloster) und Krischme (= Sprengel, lateinisches Wort) weisen auf kirchlichen Grundbesitz hin. Bei Kürzell heißt ein Flurname Abtswald, bei Allmannsweier einer Kirchelgut.

An vielen Namen in der Gemarkung tritt die Tätigkeit des Menschen zutage, vor allem Arbeit und Rechtsprechung. Im Leben unserer Vorfahren war das Gericht eine wichtige Sache. Alle Männer aus der Umgebung kamen am Gerichtstag zusammen, nicht in einem Gebäude wie heutzutage, sondern unter offenem Himmel auf einem freigelegenen Platz. Die Versammlung, in der Recht gesprochen wurde, hieß mahal. Der Mahlbuck auf dem Altvater und die Ortschaft Mahlberg waren vorzeiten solche Stätten, an denen Gerichtsversammlungen abgehalten wurden. Die verurteilten Verbrecher wurden auf dem Galgenberg an den Galgen geknüpft. Den Vorsitz im Gericht führte der Vogt, der ein hoher Beamter war und viel Eigentum in der Gemarkung besaß; nach ihm heißt heute noch ein Gewann in Lahr Vogtshalde. Frevelsteine bezeichneten die Grenze des Gerichtsbannes; ein Gewann vor der Lohmühle, die im Mittelalter weit vor der Stadt lag, führt noch diesen Namen. Die Dammenmühle heißt so nach dem Damm, der heute noch vorhanden ist. Die Kirnhalde ist die Halde am Kirnbach = Mühlenbach. Im Kähnergäßle wurde das Wasser einer jetzt versumpften Quelle früher in einem Kähner herabgeleitet und als Trinkwasser benutzt. Das Gewann Schießrain am neuen Friedhof war wohl in früher Zeit ein Schießstand und der Lusbuck am Altvater war der Wald, in dem man sich bei Ueberfällen versteckte und dem Feind auflauerte (lusch = Versteck). Im Gerent wurde im Mittelalter der Silberbergbau betrieben. Die Namen Poche und Silbereckle gehen auf jene Zeit zurück. Das Gewann auf dem höchsten Punkt des Schutterlindenbergs wird des Herren Tisch genannt, weil nach der Sage im Jahr 1717 die Orte Lahr, Burgheim, Mietersheim, Dinglingen und Hugsweier auf der Höhe des Berges gemeinschaftlich das Reformationsfest begingen und das Abendmahl nahmen.

4. Eigentumsrecht am Ort.

Das Ried ist später besiedelt worden als das Tal. Wie wir schon gehört haben, waren weite Strecken darin versumpft. Der einzelne konnte hier nur schwer Abhilfe schaffen: um einen Rheinarm abzudämmen, einen sumpfigen Grund zuzuschütten oder zu entwässern, brauchte man viele Menschen zugleich. Um jene Zeit wurde unser badisches Land durch häufige Kriege und Plünderungen heimgesucht; die Hunnen aus Ungarn vor allem waren eine große Gefahr. So wurde mancher kleine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bauer lieber Knecht bei einem reichen Herrn, der für ihn sorgte, als daß er von seinem Hof immer wieder vertrieben wurde und darauf verhungerte. Die großen Herren, die Ritter jener Zeit, erhielten für ihre Kriegsdienste, die sie den Grafen, Herzögen und auch der Kirche leisteten, von diesen zum Dank ein Stück Land. Da sie viele eigene Leute hatten, legten sie auf diesem Grundbesitz nach dem Muster älterer Siedlungen Güter an, die mit der Zeit immer größer wurden. Die Niederlassungen erhielten den Namen ihres Herrn. Auf diese Weise sind wohl eine Anzahl Orte im Ried entstanden. Man hieß solche Güter gern —weier oder —weiler nach einem lateinischen Wort; wir sagen ja heute noch für ein kleines Dorf: Weiler. Oder man hieß sie —heim; oder —ingen, d. h. bei den Leuten des ... So heißt Allmannsweier Weiler des Allman; Hugsweier Weiler des Hug; Ruotgersweiler (so hieß früher Heiligenzell) Weiler des Ruotger; Ottenheim, Ottoweirerhof Heim des Otto; Dundenheim Heim des Dundo; Ichenheim Heim des Icho; Meissenheim Heim des Meiso; Mietersheim Heim des Müther; Wittenweier Weiler des Witto; Kippenheim Heim des Chippo; Dinglingen bei den Leuten des Tuntilo. Im Ried sind fast alle Dörfer nach solchen Personennamen benannt; auch im Tal führen einige den Namen ihres Gründers oder eines Grundherrn: Wittelbach von Wittilo; Dörlinbach von Tarilo; Harmersbächle = Hademarsbächle; Bermersbach = Berngersbach. In der Flur unseres Bezirks gehen noch einige Bezeichnungen auf Personennamen zurück, so die Lahrer Gewannamen Krämersberg, Krämerstal auf den Namen Krämer; Vulmersberg auf Volmar; Geroldseck = Bergspitze des Gerold. Das Dorf Friesenheim ist vielleicht von einem Friso gegründet. Es ist aber auch möglich, daß Angehörige des Volksstammes der Friesen, die heute an der Ostsee wohnen, dem Ort den Namen gegeben haben.

Dr. Ernst Leser.

11. Die Heidenburg und der Heidengraben.

Nachtdunkle Schlucht, wie römischer Schlachtruf erklingt es dem Wandrer,
Hört in Gedanken vertieft plötzlich er Tuba und Horn.

W. Kammerer.

Dem Burghard gegenüber tritt aus dem Gebirgsstock ein zweiter Ausläufer nach Nordwesten zu ins Schuttertal vor, der Ernet. Dies ist ein über einen Kilometer langer, verhältnismäßig schmaler, sich nach vornen zu verjüngender Bergrücken, der sich in seinem höchsten Punkte, d. h. an seinem südlichen Anfange bis zu 345 Meter erhebt und dann nach Norden zu allmählich abfällt. Diese Senkung mag im ganzen 100 Meter betragen. Der Name Ernet geht vielleicht auf das alte Wort ern = Tenne, ebene Fläche*) zurück. Tatsächlich bildet der Rücken des Berges von einem Ende bis zum andern eine ziemlich ebene, sich sanft abdachende Fläche, die nur in ihrer nördlichen Hälfte durch alte Steinbrüche zerstört ist. Seine Längsseiten, also die West- und Ostabhänge fallen ziemlich schroff ab; auch die Südspitze, das sogenannte Erneteck, hat jähe Wände; zweifellos waren aber diese früher noch beträchtlich höher und steiler, als sie heute erscheinen; durch Wegbauten und die erwähnten Steinbrüche sowie durch die Anlage des Schützenhauses ist ihre ursprüngliche Gestalt vollständig geändert. Nur auf der Südseite, wo er mit dem Gebirgsmassiv zusammenhängt, hat der Berg ein langsames Gefäll von etwa 20 Metern. Mit dem Burghard zusammen bildet der Ernet einen spitzen Winkel, dessen Spitze im Süden liegt und durch das Gebirgsmassiv wie durch einen Querriegel abgeschnitten wird, und dessen Schenkel sich nach Norden zu öffnen; und zwischen diesen Schenkeln liegt ein schmales Tal, das über einen Kilometer sich hinzieht und dessen Sohle von Norden nach Süden allmählich bis zu 273 Meter ansteigt. Mitten durch dieses Tal läuft seiner ganzen Länge nach eine Schlucht, der sogenannte Heidengraben; diese Schlucht, in ihrem obern Anfange

*) Das Wort würde in diesem Falle die gleiche Bildung aufweisen, wie der aus der althochdeutschen Form eben-ote entstandene Dorfname Ebnet (bei Freiburg).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schmal und nur metertief, nimmt bald an Breite und Tiefe so zu, daß ihre obern Ränder an einzelnen Stellen bis zu 15 Meter voneinander abstehen und ihre Tiefe über 20 Meter beträgt. Am Grunde dieser Schlucht sieht man ein vom Langenhard herkommendes Bächlein, das gelegentlich wasserleer ist, das aber auch von Zeit zu Zeit, wie die in seinem Bette liegenden Felsblöcke zeigen, größere Wassermassen mit sich führt. Links und rechts an dieser Schlucht befindet sich je ein schmaler Waldstreifen, und parallel mit diesen laufen zwei Straßen, und zwar östlich vom Graben die Fahrstraße nach dem Langenhard, westlich davon der Wasenweg. Geht man letzteren aufwärts, so kommt man zu einem kleinen, die Spitze jenes erwähnten Winkels bildenden Hochplateau; hier biegt der Heidengraben, nachdem er einen von Südwesten herkommenden Bach aufgenommen hat, plötzlich nach Osten ab, und der Weg an seinem rechten Ufer entlang führt auf die Burghardseite. — Wie der Burghard, so spielte auch der Ernet und das zwischen beiden Bergen liegende Tal in der Urgeschichte unserer Heimat eine wichtige Rolle; dies beweisen die an diese Örtlichkeiten sich knüpfenden Namen „Heidenburg, Heidengraben, Heidenbrunnen." Diese deuten zweifellos auf vorgeschichtliche — vorgermanische oder vorchristliche — Besiedlung und Befestigungen hin.

Was zunächst die Heidenburg betrifft, so bezeichnet das Volk mit diesem Namen einen schon längst aufgegebenen, runden Steinbruch, der sich auf der nördlichen Hälfte des Ernetrückens befindet und durch einen von der Kriegsstraße westwärts abbiegenden Fußweg durchschnitten wird. Warum man nun gerade diesen Punkt als Heidenburg bezeichnet, ist unklar; vielleicht veranlaßte die burgartige Form des Steinbruchs diese Bezeichnung; vielleicht auch befanden sich zur Zeit, als der Steinbruch in Angriff genommen wurde, noch Überreste von Befestigungen an diesem Platze. Wie dem aber auch sein mag: obwohl sich bis jetzt auf keinem Punkte des Ernetrückens selbst Spuren von Befestigungen gefunden haben — freilich sind auch noch keine sachgemäßen Grabungen vorgenommen worden —, so zeigen doch die weiter unten befindlichen Festungsanlagen, daß das Wort Heidenburg keine willkürliche Bezeichnung ist, daß vielmehr der Ernet in früheren Zeiten tatsächlich eine überaus starke Burg gebildet hat. Natürlich dürfen wir uns darunter keine mittelalterliche Burg vorstellen; wir wissen ja, daß solche Steinburgen erst seit der Zeit Karls des Großen bei uns angelegt wurden. Die Heidenburg war vielmehr eine Wallburg, also ein durch Wall und Graben befestigter Platz, und diese Burg nahm nicht nur einen Teil des Ernetrückens, sondern die ganze Hochfläche des Berges ein; ja diese Burg hing mit dem ähnlich befestigten Burghard zusammen und bildete mit diesem eine Ringwallfestung, die zu den größten der bisher bekannten derartigen Anlagen gehörte, umfaßte sie doch eine Fläche von etwa 1500000 qm. Damit nicht genug: die Wälle und Gräben setzten sich noch ein gutes Stück weiter nach Süden zu fort, so daß eine zweite mit der ersten verbundene Wallanlage, die wohl auf dem Langenhard sich befand, angenommen werden muß.

Sehen wir uns zunächst die Befestigungen der Ernetseite an. Diese beginnen am Heidengraben; die Wahl dieser Schlucht als Ausgangspunkt der Schanzwerke setzt strategischen Scharfblick bei ihren Erbauern voraus; die Schlucht war, besonders in ihrem Mittellaufe, wo die Abhänge jäh und tief abfallen, ein ganz vortreffliches natürliches Verteidigungsmittel, und im Oberlaufe, wo sie weniger natürlichen Schutz gewährt, war durch künstlich angelegte zungenartig von beiden Ufern vorspringende Querriegel die Verteidigung gegen etwa die Schlucht heraufdrängende Feinde erleichtert. Am obern westlichen Rande der Schlucht war ein zu einem großen Teile noch erhaltener kilometerlanger Wall angelegt, und parallel mit diesem zogen sich eine Reihe von Wällen und Gräben hin, die den teilweise ebenen Raum vom Heidengraben an bis dahin, wo der steile Aufstieg des Ernet beginnt, ausfüllten. Noch heute lassen sich an einzelnen Stellen neun solcher Wallreihen mit ihren entsprechenden Gräben unterscheiden. Eigenartig ist, daß die Wälle von Zeit zu Zeit abwechselnd aussetzen, so daß eine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Verbindung zwischen den einzelnen Gräben durch schief laufende Seitengräben hergestellt war; die Verteidiger konnten so unter sich verkehren, ohne gezwungen zu sein, die Wälle zu übersteigen. Die Wälle und Gräben liefen der ganzen Ostseite des Ernet folgend von Norden nach Süden, wandten sich dann, an dem oben erwähnten kleinen Hochplateau angekommen, im Bogen nach Westen, um sich, wie unzweideutige Spuren zeigen, der Westseite des Berges entlang von Süden nach Norden fortzusetzen. Allerdings lassen sich die Spuren dieser westlichen Wall- und Grabenanlage nicht mehr weit nach Norden zu verfolgen, da hier der Bergabhang im Laufe der Zeit durch Feld- und Wiesenbau eingreifende Änderungen erfuhr, denen Wall und Graben natürlich weichen mußten. Ob oben auf der Bergeshöhe noch Randwälle angebracht waren oder nur Palisaden bezw. Brustwehren, läßt sich nicht feststellen.

Die Befestigungen auf der Burghardseite waren nach dem gleichen Plane wie die Ernetschanzen angelegt. Auch sie nahmen den Heidengraben zum Ausgangspunkte; nur sind hier, zum Unterschiede von der Ernetseite, schon am Abhange der Schlucht an einzelnen Stellen mächtige Dämme zu sehen; im übrigen zog sich auch dem Ostufer des Heidengrabens entlang von Norden nach Süden ein Randwall bis zu dem genannten Hochplateau hin und bog dann hier, gerade dem Bogen der Ernetschanzen gegenüber und dem Laufe des Baches folgend nach Osten der Südseite des Burghards zu ab; und auch dieser östliche Randwall hatte mehrere Parallelwälle mit entsprechenden Gräben, die den Raum vom Heidengraben an bis zu dem Anstieg der westlichen Burghardseite einnahmen; da dieser Raum etwas schmäler war als der entsprechende Raum der Ernetseite, so war die Zahl seiner Parallelwälle etwas kleiner; an einer Stelle lassen sich die Reste von sieben solcher Wälle feststellen. Auf der Nord- und Ostseite des Burghard, die steil abfallen, fehlen die Spuren von Verschanzungen. Der nordwestliche Teil der Burghardshöhe war durch den Ringwall geschützt, der, wie wir wissen, älter ist als die unten liegenden Verschanzungen am Heidengraben.

Die beiden durch die natürliche Grenzscheide des Heidengrabens getrennten Festungen des Ernet und Burghard waren künstlich im Süden und Norden durch Querwälle zu einem Ganzen verbunden. Im Süden liefen nämlich quer über das schon mehrfach erwähnte Hochplateau von der Burghard- zur Ernetseite mehrere Parallelwälle. Stücke von drei solchen Querriegeln sind noch erhalten und zeigen, daß die Verschanzung an dieser besonders gefährdeten Stelle auch entsprechend stark war. Gerade wie die Südseite, so war auch die Nordseite durch Querwälle, die das hier verbreiterte Tal zwischen Burghard und Erneteck durchquerten, abgeschlossen. Auch von diesen nördlichen Querriegeln sind zwei links vom Wasenwege parallel nebeneinander liegende Stücke erhalten. Es ist anzunehmen, daß sich auf der Nordseite auch der Haupteingang in die Ringburg befunden hat.

So glich die ganze Festungsanlage einem unregelmäßigen Rechtecke, dessen Längsseiten der Ostrand des Burghard und der Westrand des Ernet, und dessen Schmalseiten jene nördlichen und südlichen Querwälle darstellten; und dieses große Rechteck wurde durch den Heidengraben in zwei, ebenfalls Rechtecke bildende Hälften, die Ernet- und Burghardfestung, geteilt.

An diese gewaltige Ringburg schloß sich nach Süden zu eine weitere Schanzanlage von nicht geringer Ausdehnung an. Es laufen nämlich von der Südseite des Burghard aus Reste von Wällen und Gräben bis zum Langenhard weiter; und tatsächlich soll, wie alte Lahrer von ihren Großvätern gehört haben wollen, auch auf dem Langenhard früher „eine Burg“ gestanden haben. Ferner lassen sich am westlichen Abhange und Fuße des Ernet Stücke von Gräben und Wällen erkennen, die in südlicher Richtung bis zu den Schießständen sich hinziehen. Auch von dem Hochplateau, wo der Heidengraben nach Osten zu abbiegt, führt ein Wall mehrere Meter weit nach Süden. Freilich kann man sich bei dem teilweise mit undurchdringlichem Buschwerk bewachsenen und schwer zu übersehenden Gelände kein Bild von dieser zweiten Schanzanlage machen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Wälle sämtlicher Schanzen sind teils aus rotem Sandsteinschotter, teils aus aufgeworfener Erde hergestellt; sie haben stets schiefe Seitenflächen; ihre Höhe erreicht teilweise 5 Meter, ihre untere Dicke bis zu 6 Meter.

Die Fragen, wann und von wem und zu welchem Zwecke diese Festungen angelegt wurden, ob sie ständig bewohnt waren oder nur eine Fliehburg darstellten, können nur auf Grund eingehender Grabungen entschieden werden. Auf alle Fälle aber zeigt ihr Umfang, daß sie für die Aufnahme eines zahlreichen Volkes berechnet waren, und ihre Stärke und die Kunst ihrer Anlage lassen vermuten, daß sie von kriegskundigen Baumeistern und zum Schutze gegen mächtige Feinde errichtet waren. Vielleicht stammen sie aus den Kämpfen, die die Alemannen um den Besitz der Rheinebene im 3. und 4. Jahrhundert n. Chr. führten; vielleicht dienten sie in diesen Kämpfen zum Stützpunkte, von dem aus die Vorstöße gegen die römische Herrschaft gerichtet wurden. Wasser war auch für zahlreiche Bewohner genügend vorhanden.

Stein führt die Schanzreste auf ein römisches Kastell zurück. Diese Ansicht läßt sich aber nicht aufrechterhalten; die Römer legten ihre Kastelle an zum Schutze strategisch wichtiger Kolonien oder Straßen. Für Lahr läßt sich aber die Existenz weder des einen noch des andern nachweisen.

Auffallend sind die auf der Burghardhöhe südöstlich von dem alten Ringwalle massenhaft umherliegenden, anscheinend von Menschenhand zerkleinerten roten Sandsteine. K. Fecht.

12. Am Pipelistein.

Auf der Südseite des Altvaters, oberhalb des Waisenhauses, befindet sich inmitten des Waldes eine gewaltige Felsenmasse, die einen unregelmäßigen Halbkreis von etwa 60 Meter Durchmesser bildet. Der Fels gleicht, von unten betrachtet, einem Stück Festungsmauer, der einige aus der Hauptmasse vorspringende Steinsäulen gleichsam als Stützpfeiler dienen. Eine Tafel besagt, der Felsen heiße Pipelistein. Pipelistein, oder wie das Volk ausspricht, Bibbelistein — welch merkwürdiger Name! Fragst du, was der zu bedeuten habe, so erfolgt in der Regel ein bedauerndes Achselzucken. Einer oder der andere antwortet wohl auch: „Der Fels soll ursprünglich Hünenstein geheißen haben, daraus wurde später Hühnerstein, und schließlich taufte das Volk den Felsen um in Bibbelistein, da ja im hiesigen Dialekt Bibbeli gleichbedeutend ist mit Hühnchen.“ Das Lächeln freilich, mit dem er diese Erklärung begleitet, zeigt dir, daß er selber nicht recht an sie glaubt. Und doch ist sie richtig! In vielen badischen und außerbadischen Gegenden kommen derartig veränderte Ortsnamen häufig vor. Jeder kennt den Hünersedel. Dieser hieß ursprünglich Hünensedel, d. h. Hünensitz. Bei Flehingen gibt es einen Hühnerberg, bei Malsch einen Hahnenberg, bei Rheinhausen einen Hühnerhorst, bei Karlsdorf gibt es Heunenäcker; und doch lauteten alle diese Namen zuerst: Hünenberg, Hünenhorst, Hünenäcker. Bei dem schwäbischen Städtchen Trochtelfingen heißt ein Fels, der der Sage nach einst ein heidnischer Opferstein war, im Volksmunde Heunerstein, in der Rathaussprache aber Hennenstein, während der Name urkundlich früher Hünenstein lautete. Die schlimmste Namensverhunzung erlitt ein Hügel an der Opfinger Landstraße im Moswalde; dem haben sie seinen ehrlichen Namen „Hünenbuck“ in „Hoheneckbuck“ modernisiert! Und so ist wohl anzunehmen, daß auch unser Lahrer Bibbelistein tatsächlich ursprünglich Hünenstein hieß.

Was bedeutet nun der Name Hünenstein? Ein Hünenstein ist ein Stein des oder der Hünen. Nun bezeichnet Hüne, oder wie es auch sonst heißt, Heune, nach unserm heutigen Sprachgebrauch einen Riesen; so spricht man von Hünengestalt, hünenhafter Größe; heunischer Wein ist im Moselgebiete die übliche Bezeichnung für großbeerige Trauben. Im Mittelhochdeutschen dagegen bedeutete Hüne (geschrieben hiune oder heune): Mensch der Vorzeit, Heide, so daß beispielsweise das Wort Hünengräber gleichbedeutend ist mit Heidengräbern, nicht, wie man oft hören kann, mit Riesengräbern. Daraus folgt, daß alle jene mit „Hüne“ zusammengesetzten Orts- und Flurnamen, also

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hünensedel, Hünenstein, Hünenäcker, Hünenberg usw., nichts anderes besagen als: Heidensedel, Heidenstein, Heidenäcker, Heidenberg usw. Offenbar spielten die so benannten Örtlichkeiten irgendeine Rolle in der heidnischen Vorzeit, etwa als Kultstätten oder Begräbnisplätze, und die Erinnerung an diese Tatsache spiegelt sich eben in diesen Namen wieder. Damit stimmt, daß an manchen jener Plätze schon Funde aus der prähistorischen oder aus der römischen Zeit gemacht worden sind. Demnach bedeutet unser Bibbelistein wohl nichts anderes als Heidenstein. Somit ist er eine Örtlichkeit, die in der heidnischen Vorzeit irgendeine Rolle gespielt hat. Welcher Art diese Rolle war, darüber können einstweilen nur Mutmaßungen aufgestellt werden.

Alte Schriftsteller berichten, daß unsere Vorfahren ihre Götter in heiligen Hainen oder auf hohen Bergen zu verehren pflegten. Selbstverständlich wurden zu derartigen Kultstätten vor allem solche Berge gewählt, die den Mittelpunkt des betreffenden Gaues bildeten und von möglichst vielen Seiten aus gesehen werden konnten. Und nun betrachte dir zunächst die Lage des Altvaters von unten aus, und dann besteige seine Höhe und halte von dort oben aus Umschau; alsbald wird dir zur Gewißheit werden, daß der Altvater oder der alte Berg, wie er früher hieß, durch seine Lage zum Mittelpunkte für die Gaugenossen des Rieds und Schuttertals geradezu geschaffen war. Auch von dem etwas weiter unten liegenden Pipelistein genießest du einen umfassenden Ausblick in das Schuttertal, auf die gegenüberliegenden Berge und Hügel, nach der Rheinebene bis zum Kaiserstuhl und den Vogesen.

Und während deine Blicke in das Land hinausziehen und träumend sich in der Ferne verlieren, webt um dich schweigende Waldeinsamkeit, mit ihren duftgewirkten Fäden dich allmählich umspinnend. Und die Sagen der Vergangenheit steigen, weißen Nebelfrauen gleich, auf und beginnen dich in luftigem Reigen zu umschweben; von allen Seiten taucht aus den Waldgründen neckisch das kleine Volk der Wichte und Elben hervor, hinter den grauen Felsen lauscht versonnen die Vergangenheit, in den Gipfeln der Bäume hörst du's sich regen, und geheimnisvolle Stimmen raunen dir zu: „Du befindest dich an geweihter Stätte; Menschen, die vor Jahrtausenden lebten, haben schon diesen Boden betreten. Auch Wotans heiliger Opferaltar erhob sich einst hier; hier stand einst der Priester, Freias Segen auf Flur und Feld herabflehend; hier waren einst in mancher lauen Juninacht vor der Sonnenwende deine Väter zur Feier des Balderfestes versammelt, beim Schmause des Opferfohlens, aus Methörnern des weißen Gottes Minne trinkend. Und droben auf der Höhe kamen so manches Mal, wenn der Vollmond über den Schwarzwaldbergen hing, deine Väter bei der Malstätte zum Volksding zusammen, die Jünglinge vor der Gemeinde wehrhaft zu erklären, über einen Beutezug zu beraten oder über todeswürdige Vergehen zu Gericht zu sitzen.“ — Also erzählen die Stimmen der Vergangenheit. Und wenn du diesen nicht glaubst, so höre auf Zeugen, die unwiderlegbar sind: in der städtischen Sammlung werden zwei Mahlsteine aufbewahrt, die schon mehr als 4000 Jahre alt sind. Diese wurden am „alten Berge“ ausgegraben und beweisen, daß das Leben der Schuttertalbewohner schon in uralten Zeiten mit diesem verbunden war. Und daß oben auf dem „alten Berge“ einst eine Malstätte war, wo die Mannen des Schuttergaus zum Volksding zusammenkamen, zeigt der uralte Flurname Malbuck oben auf der Höhe, zu dem von allen Seiten aus dem Tale und dem Gebirge Zugänge führen.

Wie viele Überreste von Waffen und sonstigen Geräten mögen wohl noch in diesem Boden verborgen sein, deren Ausgrabung Licht in die Geschichte unserer Heimat bringen würde.

K. Fecht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

III. Die Kirche zu Burgheim.

Eines der ältesten Gotteshäuser unserer Gegend ist die Kirche in Burgheim. Was hat der Name Burg—heim mit einer Burg zu tun? Daß einst hier oben auf der Höhe etwas Burgähnliches gestanden hat, beweisen uns die dort zum Teil noch heute vorkommenden Flurnamen wie „Burgweg", „Burgstall" und „Burgfried." Aber eine feste Burg wie etwa Hohengeroldseck dürfen wir hier nicht suchen; vielmehr stand ursprünglich da oben ein, vielleicht befestigter, fränkischer Herrenhof mit der dazugehörigen Kirche, einer sogenannten Eigenkirche. Eine solche Eigenkirche war nicht unmittelbar dem Bischof unterstellt, sondern gehörte entweder dem König selbst oder einem seiner Großen oder einem Kloster. So war die Burgheimer Eigenkirche in der ältesten Zeit einem fränkischen Großen zu eigen, der in vermögensrechtlicher wie auch in geistiger Hinsicht über sie verfügte.

Freilich den Geburtsschein der Kirche besitzen wir nicht mehr. Aber im Jahre 1035 hören wir von ihrer Weihe durch den Bischof von Straßburg; sie wird der Mutter Gottes, dem heiligen Petrus und allen Heiligen geweiht, und im Altare werden eine Anzahl Reliquien geborgen. Auch bestätigt der Bischof alte Rechte der Kirche (ab antiquis patribus instituta) und verleiht ihr noch aus bischöflichem Besitze den Zehnten in Kuhbach und Gießen. Dieser reiche Besitz zeigt uns, daß die Burgheimer Kirche schon damals als ein bedeutendes Gotteshaus unserer Gegend angesehen wurde. Nach und nach erhob sich dann auch die Burgheimer Kirche zum kirchlichen Mittelpunkt, zur Mutterkirche eines größeren Gebietes im Schuttertal. Zu diesem Burgheimer Kirchensprengel gehörte auch Lahr, das bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts keine eigenen Pfarrechte besaß, obgleich es längst zur Stadt erhoben war und Burgheim an Seelenzahl weit übertraf. Im Jahre 1492 wurde der Burgheimer Kirchensprengel dem Stift in Lahr inkorporiert, und die Stiftskirche war von da an Pfarrkirche. Und als in den Jahren 1567—80 die Reformation in Lahr ihren Einzug hielt, hörte die Geschichte der Burgheimer Kirche auf. Sie blieb fortan eine einfache Kapelle ohne jegliche Pfarrechte.

Der Bau, der im Jahre 1035 vom Bischof in Straßburg geweiht wurde, kann nicht der sein, der uns heute von der Höhe grüßt. Die Stilformen der jetzigen Kirche weisen nämlich auf eine Entstehung erst im 12. Jahrhundert. Wir müssen darum annehmen, daß das 1035 geweihte Gotteshaus ein einfacher Bau war, der dann im 12. Jahrhundert durch einen Neubau ersetzt wurde. Wie sah nun dieser Neubau aus?

Die Kirche erstreckte sich von Osten nach Westen und war ein einschiffiger Bau mit einem festen Turm, umgeben vom Friedhof. Der trotzige Turm an der Ostseite gab ihr ein ganz besonderes Gepräge. Ursprünglich besaß er im Untergeschoß und im ersten Stockwerk nur enge Schlitze wie Schießscharten und auf der Nordseite des ersten Stockes eine mittels einer abnehmbaren Treppe erreichbare Tür. Es ist nicht ausgeschlossen, daß dieser Turm einst zu Wehrzwecken verwandt wurde. Das Langhaus war ursprünglich nur halb so lang wie heute. Sein Licht erhielt dieser Bau durch je zwei Rundbogenfenster an der Nord- und Südseite, die heute zwar ausgemauert, aber doch noch sichtbar sind. Die Westseite wurde durch ein großes Portal abgeschlossen. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts wurde in den Chor, der vom untersten Stockwerk des Turmes gebildet wird, ein dreiteiliges gotisches Fenster eingehauen. Dieser Bau aus dem 12. Jahrhundert genügte damals für die Kirchengemeinde von Burgheim und Lahr. Wir wissen aus dem Bürgerbuch von Lahr aus dem Jahre 1356, daß die Stadt damals 192 Bürger zählte.

Allein nach 100 Jahren war Lahr zu einer bedeutenden Stadt emporgeblüht, und es entstand allmählich ein Mißverhältnis zwischen der Seelenzahl der Filiale Lahr und derjenigen der Mutterkirche in Burgheim. Um nun seine Pfarrechte nicht an Lahr zu verlieren, fügte man an den aus

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dem 12. Jahrhundert stammenden Bau nach Westen einen Anbau von derselben Größe an, wobei man das ursprüngliche Portal an der Westseite einfach vorschob. Dieser Erweiterungsbau erhielt noch zwei weitere Zugänge, einen auf der Südseite (heute zugemauert, aber noch sichtbar) mit der Jahreszahl 1455 in gotischen Ziffern, und einen an der Nordwand. In die Südwand wurde bei der Erweiterung ein spätgotisches Fenster mit Fischblasenmotiv eingelassen und über dem Westportal ein kleines gotisches Fenster mit Kleeblattfüllung. Dieser Anbau war wie der ältere Teil des Langschiffes flach gedeckt und aus schlichtem Bruchstein hergestellt; auch Stücke von Grabsteinen wurden beim Bauen verwendet, wie man heute noch sehen kann. In jener Zeit wurde wahrscheinlich auch die Sakristei an die Südseite des Turmes angebaut. Sie ist von einem Kreuzgewölbe überdeckt und trägt als Schlußstein das Wappen der Stadt Lahr.

Als dann 1492 die damalige Mutterkirche von Burgheim dem Stifte in Lahr einverleibt und Lahr zur Reformation übergetreten war, verödete das ehrwürdige Gotteshaus fast vollständig. Das Langhaus wurde 1857 durch eine Quermauer aus Backstein halbiert und auf jeder Seite zwei neugotische Fenster und auf der Nordseite eine Tür eingehauen. Heute wird in der östlichen Hälfte der Kirche, die sich ihrer Ausdehnung nach mit dem Bau aus dem 12. Jahrhundert deckt, dann und wann evangelischer Gottesdienst abgehalten.

Durch diesen Eingang an der Nordseite, unmittelbar neben dem Turm, treten wir in die östliche Hälfte des Langschiffes ein. Der Chor im Untergeschoß des Turmes ist mit einem Tonnengewölbe überspannt und öffnet sich im Triumphbogen zum Langschiff hin. Er ist mit einem sinnreichen Thema ausgemalt. An der Decke ist dargestellt der inmitten der vier Evangelistensymbole thronende Heiland, der mit der Rechten den Segen gibt, während er in der Linken die Weltkugel hält. An den drei Chorwänden zieht sich die Darstellung der Apostel hin. Jede Figur ist erkennbar durch ihre Namensbeischrift, ferner durch ihre Symbole und durch einen Artikel des Glaubensbekenntnisses. Die Reihenfolge von der Nordwand über die Ost- zur Südwand ist diese: Petrus, Andreas, Jakobus der Ältere, Johannes, Thomas, Jakobus der Jüngere, Philippus, Bartholomäus, Matthäus, Matthias, Simon, Judas Thaddäus. Die Gemälde stammen, wie die Jahreszahl neben dem unteren Schaftende der Hellebarde des Judas zeigt, aus dem Jahre 1482. Der östliche Teil des an den Turm sich anschließenden Langhauses wies außer einigen Rankenmustern um die Fenster, keine Malereien auf. Während die Malereien im Chor neuerdings aus ihrer Übertünchung befreit werden mußten, sind diejenigen im westlichen Kirchenschiff, das etwa dem Anbau von 1455 entspricht, nie übertüncht gewesen. Wir gelangen in diesen Teil der Kirche durch das Westportal oder durch die Nordtüre des Anbaues. Gleich über dem Türsturz ist dargestellt die Gestalt des thronenden Christus oder Gott Vaters, zu dessen Füßen die Vertreter verschiedener Stände knien. Es ist dies ein sogenanntes Trinitatisbild, das drei Gesichter an einem Kopfe zeigt. Der Blick der durch das (heute zumauerte) Südportal Eintretenden mußte unmittelbar auf dieses Bild fallen. Die Wandfläche rechts von der Tür zeigt eine große Kreuzigungsdarstellung. Die Szene über der Kreuzigung stellt offenbar Christi Einzug in Jerusalem dar. Die Bedeutung der übrigen zu diesem Passionszyklus gehörigen Bilder läßt sich nicht mehr feststellen, da sich das Ganze in trümmerhaftem Zustande befindet. Die Darstellungen scheinen sich auf der andern Seite der Backsteinmauer in den östlichen Teil des Langschiffes hineingezogen zu haben. Die Malereien des Westschiffes reichten ursprünglich bis zur Empore, deren Lage noch heute an den zur Aufnahme der Balkenenden bestimmten Mauervertiefungen erkennbar ist. Unter der ursprünglichen Empore befinden sich eine Anzahl Apostelkreuze. Die Südwand trägt an der schmalen Ausbiegung der Mauer die Darstellung des heiligen Christophoros, des weißbärtigen Heiligen mit dem Jesuskind auf dem Rücken und dem Baumstamm in der Hand. Alle diese Darstellungen sind mit einer großen Mannigfaltigkeit der Farben wiedergegeben und müssen ehedem eine gute Wirkung ausgeübt haben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bis an das frühe Mittelalter reicht die Geschichte der Burgheimer Kirche heran, und heute noch erfreut uns dieser ehrwürdige Bau, der in seiner schlichten ländlichen Umgebung eine Zierde unserer Gegend ist.

Hermann Kraemer.

IV. Aus der Geschichte Lahrs.

1. Die Tiefburg Lahr.

Das Gebiet, auf dem heute Dinglingen, Burgheim und Lahr liegen, war schon in vorgeschichtlicher Zeit besiedelt. Welche Namen diese Siedlungen in jenen frühen Kulturepochen führten, wissen wir nicht mehr. Der Name Dinglingen (Tuntelingen, Dundelingen) stammt aus der alemannischen Zeit und läßt sich seit 961 n. Chr. nachweisen. Auch der Name Burgheim geht ins 10. christliche Jahrhundert zurück. Der Name Lahr dagegen wird urkundlich zum ersten Male erst im Jahre 1215 erwähnt. Freilich beweist dies noch nicht, daß der Name nicht schon früher bestanden hat. Es ist sogar nachgewiesen, daß die mit dem Worte lar zusammengesetzten Ortsnamen aus der Urzeit bis 300 n. Chr. stammen. Solche Ortsnamen sind z. B. Goslar, Wetzlar. Die Bedeutung des Wortes lar steht nicht ganz fest. Das Wort ist wohl germanischen Ursprungs und heißt wahrscheinlich „Wohnung, Niederlassung". Der Ortsname Wetzlar würde demnach bedeuten: Wohnung, Niederlassung des Wettilo. — Nach einer andern Erklärung soll Lahr das gleiche heißen wie „leer" und als Ortsname eine Siedlung auf einer Fläche bezeichnen, die, im Gegensatze zu den umliegenden bewaldeten Bergen und Abhängen, ursprünglich kahl war.

Mag nun aber Lahr als Ort schon vor 1215 bestanden haben oder nicht, soviel ist sicher, daß dieser Ort damals klein und sogar Burgheim gegenüber unbedeutend war. Gehörte doch noch lange nachher Lahr, als es schon Stadt war, kirchlich zu Burgheim.

Das erste Gebäude Lahrs, von dem wir Kenntnis haben, ist das im Jahre 1250 urkundlich erwähnte Lahrer Schloß. Dieses lag da, wo heute der Storchenturm, sein letzter Überrest, sich erhebt. Es war eine sogenannte Tiefburg oder, wie man es auch nach dem Wassergraben, durch den es geschützt war, nennen kann, ein Wasserschloß, und nahm einst hier das ganze Viertel ein und schloß die Stadt nach Süden zu ab. Seine Entstehung verdankt es wahrscheinlich den Herren von Geroldseck. Die früher vielfach vertretene Ansicht, es sei von den Römern als Kastell gegründet worden, ist ins Reich der Fabel zu verweisen. Die Zeit seiner Erbauung ist nicht genau bekannt; doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß es zur Zeit Kaiser Friedrichs II. (1215—50) entstand; wenigstens wurde im Jahre 1250 Walter von Geroldseck samt seinem Sohne von dem Grafen Konrad von Freiburg in diesem Schlosse gefangen genommen.

Die Schloßanlage bildete ein Quadrat, dessen Seiten je 150 Schritte maßen und das mit 12 Meter hohen und 3 Meter dicken Mauern und breiten und tiefen, von der Neuschutter (Gewerbekanal) gespeisten Gräben umgeben war. In der Mitte der Schloßanlage erhob sich ein aus früherer Zeit stammender, viereckiger, mit Schießscharten versehener Turm, der das Wohngebäude des Schloßherrn gebildet haben mochte und zugleich ursprünglich mit seinen ungemein starken Mauern der Besatzung für den Fall einer Eroberung der äußeren Festungswerke als letzte Zuflucht dienen sollte. Er bestand aus vier Stockwerken; das erste war der Keller- und Vorratsraum, das zweite enthielt die Küche und die Wohnungen der weiblichen Dienerschaft, das dritte die Wohnräume des Schloßherrn, das vierte den Rittersaal; über diesem hatte der Turmwächter seinen Sitz. Unter diesem Turme entdeckte man im Jahre 1655, als er abgebrochen werden sollte, ein großes Gewölbe, darin, wie der Bericht lautete, „nichts anders als vermoderte große und kleine Menschen beisammt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

verbrannter Asche befunden, daraus zu muthmaßen, daß vor alten Zeiten Leut darin gethan und mit Feuer erstickt und verbrandt worden." Welches Geheimnis dieses merkwürdige Gewölbe mit seinen Menschenknochen in sich schloß, läßt sich natürlich heute aus diesem Berichte nicht mehr entscheiden.

Im Jahre 1677 ließ der französische Mordbrenner Créqui Lahr einäschern, und beim Brande der Stadt wurde auch das Schloß eine Beute der Flammen und zur Ruine. In diesem Zustande blieb es fast hundert Jahre. Im Jahre 1757 ging der ganze Platz mit Ruine durch Kauf um 2000 fl. vom Hause Nassau, in dessen Besitz das Schloß im Lauf der Zeit gekommen war, an die Stadt über. Diese ließ die noch stehenden Mauerreste abtragen und den Platz überbauen. Als letzter Rest der einst so stattlichen Burg ist noch ein dreistöckiger runder Turm, der in der östlichen Ecke des Schlosses stand, nebst 9 Meter langen Mauern, die sich beiderseits an diesen anschließen, erhalten. Dieser Turm, der sogenannte Storchenturm, hat einen Durchmesser von 8½ Meter und ist auf 69 Stufen besteigbar. Mit seinem Storchennest ist er allmählich das Wahrzeichen unserer Stadt geworden.

Zum Andenken an das Schloß erhielt der Platz, der ursprünglich, nach der dort befindlichen Schloßkapelle, der Kapellenplatz hieß, seinen jetzigen Namen Schloßplatz. K. Fecht.

2. Die alte Stadtbefestigung.

Heute hat unsere Stadt, dem Schuttertale folgend, ihre längste Ausdehnung von Osten nach Westen. Früher war dies anders. Da bildete sie ein unregelmäßiges Rechteck, dessen Längsseiten von Süden nach Norden zeigten. Auch war sie damals zu ihrem Schutze ringsum mit hohen dicken Mauern umgeben, und um diese wieder herum lief ein tiefer 5 Meter breiter Graben. Da war es also nicht so leicht, wie heutzutage, aus der Stadt heraus ins Freie oder von außen in die Stadt hinein zu gelangen. Nur vier, unter mächtigen Türmen durchführende Tore, auf jeder Seite des Vierecks eines, vermittelten den Verkehr mit der Außenwelt: das Dinglinger Tor im Westen, das Obertor im Norden, das Rappentor im Osten und das Vogtstor im Süden. Das Dinglinger Tor stand etwa da, wo heute die Schillerstraße in die Kaiserstraße einmündet. Diesem gegenüber, bei der jetzigen Wirtschaft „zum Tännle", hatte das Rappentor seinen Standort. Vom Vogtstor, auf dem das Grüselhorn aufbewahrt und geblasen wurde, war die Stadt, da, wo die Kirchstraße auf den Bärenplatz einbiegt, abgeschlossen; das Obertor endlich, das der Obertorstraße den Namen gegeben hat, erhob sich in der Gegend der Bierbrauerei Zahler. So blieb es bis in die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts hinein. Da aber wurden Mauern und Tore gänzlich niedergelegt, und nur von der Stadtmauer finden sich noch da und dort Überreste, die in Häuser eingebaut sind.

Große Freude herrschte damals bei jung und alt über den Fall der Festungswerke, und wie ein Jubelruf hört sich's an, was im Jahre 1855 ein Lahrer dazu schreibt: „Der Philistergeist fesselte nicht den gern Freiheit atmenden Lahrer, er machte sich Raum, Raum für Licht, Luft und weniger gesperrte Gemeinschaft; er riß überall die verdunkelnden und einengenden Mauern nieder; selbst die schaulustigen Erker flogen dahin." Heutzutage denkt man freilich über derartige Dinge ganz anders. Der damalige Geschmack verlangte eben, daß das Alte beseitigt und Neues an dessen Stelle gesetzt werde. So sehen wir, daß fast alle Städte in jener Zeit die alten Festungsmauern und Tore niederrissen. Nur wenige erhielten sich diese Zeugen ihrer Vergangenheit. Nicht zu ihrem Schaden. Die Entwicklung der Stadt Villingen ist z. B. trotz ihrer vier alten Stadttore ungehindert weitergeschritten, in Freiburg stehen noch an den wichtigsten Verkehrsstraßen zwei Festungstore, ohne daß sich der Verkehr dadurch hätte aufhalten lassen, und das Städtchen Rotenburg o. d. T. verdankt seinen Fremdenverkehr nur den Erkern, Mauern und Toren, durch die es seinen mittelalterlichen Charakter gewahrt hat. Zweifellos würde in unsern Tagen manche Stadtverwaltung, falls sie noch einmal vor die Wahl gestellt würde, nicht so schnell und durchgreifend bei der Niederlegung ihrer alten Tore und Mauern zu Werke gehen; und auch wir Lahrer gäben vielleicht heute viel darum,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wenn jene Erker und Tore nicht alle damals so lustig „dahingeflogen“ wären. — Item, was die Väter in jahrhundertelanger Arbeit aufgebaut haben, das sollen die Söhne nicht mit einem Male niederreißen.

K. Fecht.

3. Die Bilder im Lahrer Rathaussaale.

In dem Lahrer Rathaussaale befinden sich neun Glasgemälde, die wichtige Ereignisse aus der Geschichte unserer Stadt darstellen. Sieben derselben ziehen unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich; sie stellen folgende Begebenheiten dar: 1. die Römer gründen bei Lahr eine Kolonie. 2. Die Burg Geroldseck wird erbaut. 3. Lahr erhält den „Freiheitsbrief“. 4. Es wird der Stadt das Zollrecht verliehen. 5. Markgraf Ernst von Baden-Durlach schlichtet einen Streit zwischen den Klöstern Ettenheimmünster und Schuttern und der Stadt Lahr. 6. Der kaiserliche General Johann von Werth und der schwedische General Graf Gustav Horn werden auf der Schutterbrücke beim „Hirschen“ zu Dinglingen während des Dreißigjährigen Krieges ausgetauscht. 7. Die Franzosen stecken Lahr im Jahre 1677 in Brand.

Was es nun mit diesen Ereignissen für eine Bewandtnis hat, soll im folgenden erzählt werden.

a. Die Gründung Lahrs.

Die Sage führt die Gründung Lahrs auf die Römer zurück; diese sollen in unserer Gegend ein Kastell und eine Kolonie angelegt haben; und eben diesen Vorgang stellt das erste Rathaussaalfenster dar. Nun bestand ja wohl bei Dinglingen eine römische Kolonie, auch weisen Spuren auf römische Ansiedlung in der Lahrer Gemarkung hin; wie umfangreich aber diese letztere Ansiedlung war, ist noch nicht ermittelt; wahrscheinlich beschränkte sie sich auf wenige Einzelgehöfte oder Villen; sicher aber ist, daß sie mit dem späteren Lahr nichts zu tun hat. Lahr ist, wie schon sein Name besagt, eine deutsche Siedlung. Allerdings wissen wir nicht, wann diese Siedlung entstanden ist. Vielfach nimmt man an, daß es die Geroldsecker waren, die im 13. Jahrhundert Lahrs Entstehung veranlaßt haben; jedenfalls ist es Tatsache, daß die Geschichte unserer Stadt mit der Geschichte dieses Geschlechtes enge zusammenhängt.

Etwa zwei Wegstunden von Lahr in östlicher Richtung entfernt steht im Schwarzwalde die Ruine des Schlosses Geroldseck. Stolz erhebt sie sich auf einem Bergkegel an einem Passe, der von alters her von Kaufleuten, die mit ihren Waren vom Kinzigtal in das Schuttertal hinüber wollten, gerne benutzt wurde. Noch heute erkennt man an den Ruinen, daß es einst eine starke Burg gewesen sein muß. Wann sie erbaut wurde, wissen wir nicht; jedenfalls stand sie schon im Jahre 1139. Ihre Erbauung wird vom zweiten der genannten Glasgemälde dargestellt.

Auf diesem Schlosse lebte im Mittelalter mehrere Jahrhunderte hindurch das mächtige Grafengeschlecht derer von Geroldseck. Die Sage erzählt, daß es von Gerold, einem Verwandten Karls des Großen, abstamme. Über die ältere Geschichte der Geroldsecker ist freilich nichts Näheres bekannt; genauere Kunde von ihnen besitzen wir erst von der Mitte des 13. Jahrhunderts an. Um jene Zeit hatten die Grafen den größten Teil der um ihre Burg liegenden Ländereien im Besitze. Auch im Elsaß und in Schwaben waren sie begütert. — Auf die Geroldsecker also wird der Ursprung Lahrs zurückgeführt. Dies soll nämlich so gekommen sein: die Herren von Geroldseck hatten auch hier unten im Schuttertale ein Schloß, das nämliche, von dem als letzter Überrest der Storchenturm noch heute erhalten ist; und um dieses Schloß, das zunächst wohl einsam im Tale lag, siedelten sich mit der Zeit des größeren Schutzes wegen Landwirte, Jäger und Hirten an. So bildete sich nach und nach ein Dorf, das den Namen Lahr führte und gegen das Jahr 1250 bereits eine ansehnliche Größe aufwies.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bedeutenden Zuwachs erhielt das Dorf Lahr nach dem Tode Heilikas, der Gemahlin Walters I. von Geroldseck. Diese, eine gottesfürchtige Frau, hatte in ihrem Testamente bestimmt, daß aus ihrem Nachlasse die Kosten für die Verpflegung von zwölf Armen in einem eigenen Hause bestritten werden sollten. Walter gründete, um den Wunsch seiner Gattin zu erfüllen, im Jahre 1259 ein Augustinerkloster mit Hospital neben seiner Burg zu Lahr. Von dem Kloster ist die Kirche, die heutige Stiftskirche noch erhalten. Das Hospital war in den ersten Zeiten im Klostergebäude untergebracht, wurde jedoch bald in die Gegend der heutigen Kaiserstraße verlegt, wo jetzt das Geschäftshaus Friedmann steht.

Im Jahre 1277 folgte Graf Walter I. seiner Gemahlin im Tode nach. Die geroldseckischen Besitzungen wurden daraufhin unter seine Nachkommen aufgeteilt. Graf Heinrich, Walters einziger noch lebender Sohn, erhielt die Burg Geroldseck, das Gebiet des Klosters Ettenheimmünster, die Geroldsecker Besitztümer in Schwaben und vereinzelte Dörfer in der weiteren Umgebung Lahrs. Walter und Heinrich, die beiden Söhne des im Jahre 1262 gestorbenen zweiten Sohnes Walters I. bekamen Lahr, Mahlberg, Sulz, Langenhard, die Burg Landeck und Wallburg und die Gebiete westlich von Lahr bis an den Rhein.

Die beiden Brüder Walter II. und Heinrich haben nun dem bisherigen Dorfe Lahr wohl zur Zeit des Antritts ihrer Herrschaft, also gegen 1277, die städtischen Rechte verliehen. Ihnen verdankt also Lahr seine Erhebung zur Stadt.

b. Die Lahrer Freiheitsbriefe.

Die Begründer der Stadt Lahr, die Grafen Heinrich und Walter II. von Geroldseck, sowie deren Nachfolger haben in der Folge alles getan, die neue Stadtgemeinde zu fördern. Darüber geben die sogenannten „Freiheitsbriefe“ Aufschluß, in denen die Lahr von den Gebietsherren verliehenen Rechte schriftlich festgelegt wurden. Der älteste der beiden Briefe stammt aus dem Jahre 1320; der zweite vom Jahre 1377 ist eine Bestätigung des ersten.

Die Vorteile, die eine Stadt im Mittelalter vor den Landgemeinden voraus hatte, waren weit beträchtlicher als heutzutage. Jede Stadt bekam die Befugnis, einen Markt zu errichten. Dieser spielte eine ganz bedeutende Rolle im städtischen Leben. Schaufenster gab es damals noch nicht, die Kaufleute und Handwerker der ganzen Stadt legten ihre Waren an Marktständen aus. Die Gelegenheit, die Erzeugnisse der Arbeit auf einem öffentlichen Markte feilbieten zu können, lockte sogleich nach Begründung eines städtischen Gemeinwesens Krämer und Handwerker aller Art an, sich in der Stadt niederzulassen. Bisher hatten diese vielleicht in irgendeinem Dorfe ihr Gewerbe nur neben der Landwirtschaft her betrieben, jetzt widmeten sie sich demselben ausschließlich. Die Folge davon war schnelles Wachstum der Stadtgemeinde an Bewohnern. Lag eine solche günstig, wie Lahr am Ausgange des Schuttertales, so gestaltete sich durch den Verkehr der vielen durchreisenden Kaufleute das Marktleben um so reger.

Nach Erlangung der Stadtrechte durften die Lahrer ihr Gemeindewesen mit einer Mauer umgeben. Bei den damaligen unsicheren Zeiten war dies gewiß ein großer Vorzug, den ein Dorf nicht hatte. Lahr war nun mit seiner Burg ein stattlicher befestigter Platz, der die Einwohner vor feindlichen Überfällen gar wohl schützen konnte. Auch dieser Umstand trug viel zur schnellen Zunahme der Bevölkerung bei. Manche Familien zogen in die Stadt, um ungefährdeter zu leben. Andere blieben zwar in ihrem Heimatsort wohnen, erwarben sich aber das Lahrer Bürgerrecht, um die Vorrechte und in Kriegszeiten den Schutz der städtischen Gemeinde zu genießen. Solche Bürger nannte man, zum Unterschied von den innerhalb der Stadtmauern wohnenden, „Ausbürger“ oder „Pfahlbürger“.

An die Spitze der Stadtgemeinde Lahr trat jetzt ein Rat, während bisher Lahr, solange es noch eine Landgemeinde bildete, durch einen von dem Gemeindeherrn eingesetzten Ortsvorsteher ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

waltet worden war. Die Wahl des Stadtrates wurde alljährlich durch die Bürgerschaft vorgenommen, war jedoch von den Grafen von Geroldseck als Gebietsherren zu bestätigen.

Eines der vornehmsten Rechte des Stadtrates war seine richterliche Gewalt über die Bürger. Denn jede mittelalterliche Stadt besaß ein eigenes Stadtgericht. Dorfbewohner dagegen wurden für begangene Freveltaten von dem Herrn der Gemeinde oder dessen Bevollmächtigten zur Rechenschaft gezogen und oft in sehr willkürlicher Weise abgeurteilt.

Noch größerer Freiheiten hatten sich die Lahrer als Stadtbürger auf dem Gebiete des Steuer- und Abgabewesens zu erfreuen. Solange das Gemeinwesen nur Dorf gewesen war, waren alle Einwohner ihrem Herrn gegenüber zu hohen Abgaben an Geld oder Erzeugnissen ihrer Arbeitstätigkeit verpflichtet gewesen. Handwerker z. B. mußten in jener Zeit ganz allgemein dem Gemeindeherrn einen Teil der hergestellten Gegenstände umsonst abliefern: Sattler gaben jährlich eine bestimmte Anzahl von Sätteln für die Reisigen ihres Herrn, Kürschner Pelzwerk und dergleichen. Führte der Gemeindeherr einen Bau auf, so mußten seine Untertanen ihm bei der Herbeischaffung der Baumaterialien mithelfen und ihre Wagen und Pferde zur Verfügung stellen. Solche Arbeiten, für die man keine Geldentschädigungen bekam, bezeichnete man als Frondienste. Von diesen Dingen waren die Bürger der Stadt Lahr frei; nur eine einzige geringfügige jährliche Abgabe an Geld wurde seitens der Geroldsecker Gebietsherren jetzt noch von jedem verlangt.

Mit derartigen Vorrechten ausgestattet nahm Lahr stark zu an Bewohnern. Das Bürgerbuch von 1356 zählte schon 192 Bürger auf, obgleich wenige Jahre vorher die Pest, die damals große Teile unseres Vaterlandes verheerte, auch in Lahr viele Opfer gefordert hatte. Zu den Bürgern kamen 110 Ausbürger. Bewohner von allen Nachbarorten, ja sogar von Offenburg, befinden sich darunter; auch Burgheimer Einwohner fehlten nicht. Man darf nun aber nicht glauben, daß, außer den 192 Inhabern des Bürgerrechts und deren Familien, in Lahr damals überhaupt niemand wohnte. Groß ist wohl für lange Zeit hinaus auch die Zahl der Nichtbürger gewesen, die in der Stadt ihren ständigen Wohnsitz hatten, aber nicht imstande waren, das Bürgerrecht zu erwerben. Um nämlich das Bürgerrecht zu erlangen, mußte man in der Regel den Besitz eines Hauses oder größeren Anwesens nachweisen. Freilich genügte oft auch schon, wie in Lahr, die Teilhaberschaft an einem Hause, einer Scheune, Stallung, ja sogar der Besitz einer nicht allzu großen Summe Geldes.

Einwohner, die das Bürgerrecht nicht besaßen, hatten natürlich an den Vorzügen dieses Rechtes keinen Anteil. Sie waren Hörige irgendeines Herrn, meistens wohl der Grafen von Geroldseck selbst, oder benachbarter Klöster, denen sie ähnlich schwere Abgaben leisten mußten, wie alle Lahrer vor Erhebung ihrer Gemeinde zur Stadt den Geroldseckern geleistet hatten.

Unter den Namen der damals in Lahr lebenden Bürger begegnen uns verschiedene, die heute noch vorkommen, so Bühler, Pfister, Schmelzer, Vieser.

c. Lahr erhält das Zollrecht.

Das Recht, innerhalb eines bestimmten Gebietes von durchreisenden Personen Abgaben zu erheben, nannte man im Mittelalter Zollrecht. Die Befugnis, Zölle zu erheben, kam ursprünglich nur den Landesherren zu; später konnten es auch Städte erhalten. So wurde dieses Recht auch der Stadt Lahr im Jahre 1471 durch Kaiser Friedrich III. verliehen.

Auf dem vierten der erwähnten Bilder im Rathause sehen wir den Kaiser den Vertretern der Stadtgemeinde eine Urkunde überreichen, auf der dieser Beweis seiner Gnade verzeichnet ist.

Mit dem Erwerb des Zollrechtes seitens der Stadt hatte es folgende Bewandtnis: die Hauptstraße, die vom Schuttertal herkam, zog sich in früherer Zeit südlich der Stadt entlang. Im Jahre 1471 war diese unbrauchbar geworden. Anstatt die alte Straße auszubessern, entschlossen sich die Lahrer, eine ganz neue anzulegen. Diese führte man nun mitten durch die Stadt hindurch und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

übernahm die Verpflichtung, sie zum Nutzen der die Gegend bereisenden Handelsleute immer ordentlich imstande zu halten. Dafür bekam Lahr vom Kaiser Friedrich III. das Recht, im Umfang von einer Stunde von den Benutzern der Straße das „Weggeld", das ist eine Zollabgabe, zu erheben.

d. Lahr im Bauernkriege.

Das Los der Bauern war im Mittelalter allmählich ein schlimmes geworden. Wenige Bauern waren mehr unabhängige Bewirtschafter ihrer Felder, die meisten waren Untertanen irgendeines mächtigen Herrn. Diesen Herren, mochten es nun Fürsten, Grafen oder Klöster sein, mußten die Bauern alljährliche Abgaben und Frondienste leisten. Am Ausgange des Mittelalters waren diese Abgaben nun so groß und die Frondienste so schwer geworden, daß sie nicht mehr länger erträglich schienen. Deshalb setzten am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, besonders aber in den beiden ersten Jahrzehnten des folgenden, unter der Bauernschaft Bestrebungen ein, die darauf ausgingen, das unbequeme Joch abzuwerfen. Im Elsaß, in der Bruchsaler Gegend, im Breisgau trafen große Massen von Bauern unter Leitung verwegener Anführer Vorbereitungen dazu, mit Gewalt gegen die Bedrücker vorzugehen. Sie wurden jedoch zumeist durch Verräter an der Ausführung ihrer Pläne verhindert und von den Herren blutig bestraft. Man gab der ganzen aufrührerischen Bewegung den Namen „Bundschuh". Dieser Name rührt von der damaligen Fußbekleidung der Bauern her. Stiefel durften in jener Zeit nur Adlige tragen. Solche Bundschuhe hatten die Anführer als ihre Wahr- und Feldzeichen auf lange Stangen gesteckt. Bald verfertigten sie auch Fahnen und malten Bundschuhe darauf.

Die erwähnten verunglückten Erhebungen waren jedoch nur das Vorspiel gewesen zu dem großen Massenaufstande der Bauern Südwestdeutschlands, der im Jahre 1524 begann, dem sogenannten großen Bauernkriege. Zu Tausenden rotteten sich die Landleute der Landgrafschaft Stühlingen, der Baar, des Hegau zusammen. Ihnen schlossen sich bald diejenigen des Klettgau und im nächsten Frühjahre die Schwarzwälder und Breisgauer, die fränkischen Bauern der Tauber- und Odenwaldgegend an. Gleichzeitig hatten sich auch die Bauern im Elsaß, im Markgräflerland und in der Ortenau erhoben. Sengend und brennend zogen die Bauernscharen umher und verwüsteten die Schlösser und Klöster ihrer Herren. Die Ortenauer Landleute plünderten zunächst die beiden ihnen verhaßten Klöster Ettenheimmünster und Schuttern. An dieser Gewalttat beteiligten sich auch Bürger der Stadt Lahr. Daraufhin rückten die Ortenauer nach Süden vor, um vereint mit den Bauernschaften des Breisgaues, des Schwarzwaldes und den Markgräflern Freiburg zu belagern und schließlich auch zu Friedensverhandlungen zu zwingen.

Die Erfolge der Aufständischen waren jedoch nur von kurzer Dauer. Noch während der Verhandlungen vor Freiburg wurden die Bauern jenseits des Rheines von Herzog Anton von Lothringen geschlagen. Bald nachher ereilte dasselbe Schicksal auch die übrigen Aufrührer. Im Breisgau wurde die Ordnung durch den Erzherzog Ferdinand wieder hergestellt. Vor Ablauf des Jahres 1525 war die Erhebung überall im Lande erstickt. Das vorher schon harte Los der Bauern wurde noch unerträglicher, denn zur Strafe wurden die Abgaben und Frondienste noch erhöht. Die geschädigten Herren verlangten Schadenersatz. So verklagten die Klöster Ettenheimmünster und Schuttern u. a. auch die Stadt Lahr beim Reichskammergericht, weil Bürger der Stadt mitgeholfen hatten, die beiden Klöster zu verwüsten. Obgleich Lahr sich lange weigerte, die Entschädigungsansprüche anzuerkennen, weil ja bloß einzelne Bürger auf ihre eigene Gefahr hin sich an der Zerstörung beteiligt hatten, mußten die Vertreter der Stadt sich doch im Jahre 1530 zu einem Vertrage verstehen. Lahr wurde verpflichtet, den Klöstern 2600 Gulden als Entschädigung zu zahlen und alles in dem Bauernkriege den Klöstern entwendete Gut zurückzuerstatten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hätte Markgraf Ernst nicht die Vermittlung übernommen, so wäre der Stadt die Angelegenheit wohl noch teurer zu stehen gekommen. Wie nun im Beisein des Markgrafen zwischen den Vertretern der Stadt und den Äbten der geschädigten Klöster der Vertrag abgeschlossen wird, sehen wir auf dem fünften Bilde im hiesigen Rathause dargestellt.

e. Lahr im Dreißigjährigen Kriege.

An Lahrs Schreckenstage während des Dreißigjährigen Krieges werden wir durch das Glasgemälde erinnert, das die gegenseitige Auswechselung zweier Kriegsgefangenen, des kaiserlichen Generals Johann von Werth und des schwedischen Generals Graf Gustav Horn, darstellt.

Der große verheerende Krieg, der im Jahre 1618 begann, hatte in seiner ersten Hälfte unsere Gegend von seinen Schrecken und Grausamkeiten ziemlich unberührt gelassen. Nachdem jedoch der Schwedenkönig Gustav Adolf im Jahre 1630 an der deutschen Ostseeküste gelandet war, und im Jahre darnach den bisher immer siegreich gewesenen kaiserlichen Oberfeldherren Tilly bei Breitenfeld geschlagen hatte, hallte auch unser Land von Schlachtruf und Kriegsgetümmel wider. Die Schweden rückten nach jenem Siege gegen Süddeutschland vor, und schlimme Zeiten brachen jetzt für Lahr an. Die Stadt wurde im Jahre 1632 von kaiserlichen Truppen unter dem Befehle des Obersten Montrichier besetzt gehalten. Man nannte diesen hier wegen der Greueltaten, die er sich gegen die Bauern der Umgegend zuschulden kommen ließ, allgemein den „Munterscherer.“ Die beiden Pfarrer der Stadt hatten vor ihm die Flucht ergriffen und ihre Gemeinde während dieser Zeit von dem Mietersheimer Geistlichen versehen lassen.

Im folgenden Jahre lag der schwedische General Graf Horn mit 10 000 Mann Fußtruppen und 6000 Reitern in unserer Gegend. Wie die Schweden hausten, geht aus dem Bericht eines Augenzeugen hervor: „Ärger als der Feind (gemeint sind die Kaiserlichen) plünderten die Schweden. Sie schossen viele Leute tot, und sprengten die bisher verschont gebliebenen Pfarrhäuser und Kirchen auf. Lahr wurde von ihnen rein ausgesogen, das Elend ist nicht zu beschreiben, noch Kindeskinder werden zu erzählen haben. Die Herrschaft ist durch Mord, Brand, Raub in Grund ruiniert. Den Leuten, die wieder aus den Bergen und Waldungen zurückkommen, bleiben nur zerstörte Hütten übrig und sie müssen vor Hunger und Kummer verschmachten.“

Kaum waren die schwedischen Horden fortgezogen, als unsere Stadt wieder ähnliche Greuel von kaiserlicher Seite zu erdulden hatte. General Graf Horn und Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar hatten nämlich im Jahre 1634 eine Niederlage bei Nördlingen durch den Erzherzog Ferdinand erlitten; Horn selbst war in Gefangenschaft geraten. Schwaben und die badischen Markgrafschaften wurden daraufhin wieder von der kaiserlichen Soldateska überfallen. Eine Abteilung derselben drang des Nachts durch den Schutterkanal in Lahr ein und nahm die ganze Besatzung gefangen, soweit sie nicht entkommen war.

Aber noch zwei weit schlimmere Feinde als die bisherigen richteten in der Stadt und deren Umgebung im selben und in dem folgenden Jahre weitere Verheerungen an: Hungersnot und Pest. „Tausende starben Hungers. Viele fand man auf den Feldern und Straßen den Mund voll Gras, welches die Todesschwäche zu verschlingen verhinderte. Ganze Dorfschaften gingen verloren. Ein Ei kostete 4 Kreuzer, ein Huhn 2 Gulden. Hunde, Katzen und Frösche waren die Speisen der Reichen. Für einen Laib Brot gab man oft eine Jauchert Feld. Alle Zufuhr war durch die Truppen gehemmt, und das Nachbarland durch sie ebenso unglücklich gemacht, wie das unsrige.“ So erzählt der Lahrer Geschichtschreiber Stein.

Der Sieg des kaiserlichen Heeres bei Nördlingen hatte auch eine politische Folge für die Stadt. Die Grafen von Nassau, denen die Herrschaft von Lahr wenige Jahre vorher zugefallen war, wurden wegen ihrer Bundesgenossenschaft mit den Schweden vom Kaiser geächtet und ihrer Besitzungen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

verlustig erklärt. Lahr erhielt der kaiserliche Oberst Kaspar Baumberger als Schenkung. Im August des Jahres 1636 mußten die Bewohner dem neuen Herrn huldigen.

Im Jahre 1638 loderte die Kriegsfackel ärger denn je in Lahr und der allernächsten Umgebung. Im Sommer dieses Jahres maßen sich die Kaiserlichen unter dem General Johann von Werth mit den Schweden und Franzosen unter Bernhard von Sachsen-Weimar bei Wittenweier in blutigem Ringen. Am Tage vor dem Hauptkampfe war Friesenheim nach einem Vorpostengefechte von den Kaiserlichen niedergebrannt worden. Beide Heere lagen nun in der Gegend von Friesenheim, Herzog Bernhard in der Ebene, von Werth auf den Bergen, einander gegenüber. Über den Verlauf der sich nunmehr entwickelnden Schlacht schreibt Stein: „Die Franzosen drangen auf Sturm, allein Herzog Bernhard fand diesen mit zu vieler Gefahr verbunden und ging, um die Feinde in die Ebene herabzulocken, bis Mahlberg zurück. Savello und Götz (zwei kaiserliche Feldherren), deren Truppen Lahr eben dieses Jahr rein ausgeplündert, die Leute erbärmlich mißhandelt und viele Häuser verwüstet hatten, gingen den folgenden Tag bis Wittenweier vor und stellten sich in Schlachtordnung ..... Nun begann die Schlacht. Der kaiserliche linke Flügel, aus den besten Truppen gebildet, trieb den rechten schwedischen bis auf die Reserve zurück, der aber nun, durch diese verstärkt, wieder rasch vordrang. Auf dem rechten Flügel warf der schwedische Oberst Rosa die Reiterei auf das Fußvolk, welches, dadurch in Unordnung gebracht, zum Teil entfloh. Nun wurde der Kampf allgemeiner und heftiger. Man schlug sich mit den Musketen und kam so in das Gemenge, daß jeder Teil die Geschütze des andern eroberte und gebrauchte. Zu ihrem Unglücke waren die Kaiserlichen besser mit Muniton versehen gewesen und litten nun durch ihre eigenen Kugeln gewaltig. Nach äußerst hartnäckigem und tapferem Widerstande, in welchem beinahe jede einzelne Eskadron besonders und mehrmals geschlagen werden mußte, siegten endlich die Schweden. Von der kaiserlichen Armee entflohen bloß 1600 Reiter und 900 Infanteristen, 1500 Mann blieben tot, viele ertranken im Rhein, wurden gefangen oder nahmen Dienste. Sämtliche Wagen, die Kriegskanzlei, die eroberte und eigene Artillerie mit allem Zubehör wurden Beute des Siegers.“ Die Schweden und Franzosen verloren nur 500 Mann an Toten. Unter den in Gefangenschaft geratenen Kaiserlichen befand sich auch General von Werth. Dieser wurde einige Jahre später, am 14. März 1642, auf der steinernen Brücke, die beim „Hirschen“ zu Dinglingen über die Schutter führt, gegen den seinerzeit von den Kaiserlichen gefangenen schwedischen General Graf Horn ausgewechselt.

Wenige Wochen nach dem Austausch der beiden Feldherren, am 7. April 1642, wurde das Schloß Mahlberg von dem kaiserlichen General Gilles beschossen und zerstört.

Von jetzt an bis zum Friedensschlusse 1648 herrschte in unserer Gegend im Vergleich zu den vorhergehenden zehn Jahren etwas mehr Ruhe; der Kriegsschauplatz entfernte sich immer mehr aus unserer Nähe.

Welche Wunden aber diese schreckliche Zeit auch bei uns geschlagen hat, beweist am besten ein Stadtratsbericht von 1651, in dem gesagt wird, daß in Lahr „kaum mehr der vierte Teil Einwohner gegen die früheren friedlichen Zeiten vorhanden und noch viele Güter, besonders Reben unangebaut seien. Viele Häuser seien eingefallen und zugrunde gegangen, Häuser und Güter hätten kaum den Vierteil ihres vorigen Wertes und verlören ihn immer noch mehr.“

f. Der Brand Lahrs im Jahre 1677.

Etwa ein Vierteljahrhundert hielt die Friedenszeit an, der sich unsere Gegend nach Ablauf des Dreißigjährigen Krieges zu erfreuen hatte. Auf den Trümmern der zerstörten Häuser Lahrs erstanden neue, die Bevölkerungszahl hob sich rasch, die verwüsteten Felder wurden wieder urbar gemacht. Jedoch diese friedliche Entwicklung sollte nicht von langer Dauer sein.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Franzosenkönig Ludwig XIV. hatte in seinem Rachekriege, den er vom Jahre 1672 an gegen die Holländer führte, in gröblichster Weise deutsche Reichsgebiete verletzt. Deswegen verbündeten sich Kaiser Leopold und die deutschen Reichsfürsten mit den Holländern und erklärten 1673 den Franzosen den Krieg.

Raubend und mordend durchzogen in den folgenden Jahren die feindlichen Generäle Turenne, Vauban, Créqui, Luxembourg die deutschen Gaue; die kaiserlichen Truppen konnten ihnen nicht wirksam entgegentreten. Orte unseres Landes, wie Kenzingen und Herbolzheim, wurden geplündert, Wiesloch, Bruchsal und viele Dörfer eingeäschert, auch der ganze Breisgau wurde verwüstet. Lahr entging zunächst ähnlichem Geschicke nur dadurch, daß die Bürgerschaft dem herannahenden General Vauban auf seine Aufforderung hin die Tore der Stadt freiwillig öffnete.

Der Tod des Generals Turenne bei Sasbach im Jahre 1675 hatte einen vorübergehenden Rückzug der Franzosen über den Rhein zur Folge. Jedoch schon 1677 setzte General Créqui bei Kehl wieder auf das diesseitige Rheinufer über mit dem Plane, Freiburg zu überrumpeln. Auf seinem Zuge vom Hanauerland in den Breisgau ließ er alle Gebiete verheeren, durch die der Weg ihn führte. Dies Los traf auch die ganze Herrschaft Lahr. Die Stadt selbst wurde am 15. September 1677 größtenteils ein Raub der Flammen. Wäre nicht hinter Créquis Scharen General von Villars mit der Nachhut des Heeres gefolgt, so wäre wahrscheinlich von der Stadt Lahr nichts übrig geblieben. Villars aber ließ das Feuer nachträglich wieder löschen und rettete so, was noch zu retten war. Dennoch scheint der größere Teil Lahrs dem Brande zum Opfer gefallen zu sein. Verschiedene namhafte Gebäude blieben allerdings verschont, so u. a. das Amt- und Rathaus, die Kirche, die Stadttore.

Dr. Ottmar Fecht.

4. Lahr wird badisch.

Im Jahre 1426 starben die Geroldsecker, die bisherigen Herren Lahrs, aus. Von jetzt an wechselte die Stadt wiederholt ihre Besitzer in rascher Reihenfolge, bis sie im Jahre 1629 an das Haus Nassau fiel. In deren Besitz blieb Lahr mit einer Unterbrechung von 69 Jahren (1658—1727), während deren die Stadt zu Baden-Durlach gehörte, bis zum Jahre 1803. Nunmehr wurde unsere Stadt badisch. Das ging so zu:

Der sogenannte zweite Koalitionskrieg fand zwischen der französischen Republik und dem damaligen deutschen Reiche durch den Frieden von Lüneville am 9. Februar 1801 seinen Abschluß. In den Friedensbestimmungen wurde u. a. die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich festgesetzt. Diejenigen deutschen Fürsten, die dadurch Länderverluste erlitten, sollten auf rechtsrheinischer Seite entsprechend entschädigt werden. In dem Reichsdeputationshauptschluß vom 28. Februar 1803 wurden diese Länderteilungen genau geregelt. Auch unsere Gegend wurde von den Gebietsneuteilungen berührt: die nassauische Herrschaft Lahr fiel an den Markgrafen Karl Friedrich von Baden-Durlach, der gleichzeitig in den Kurfürstenstand erhoben wurde, als Entschädigung für die Gebietsteile, die dieser durch die Koalitionskriege auf dem linken Rheinufer eingebüßt hatte. Nassau seinerseits wurde durch die Grafschaft Altenkirchen bei Koblenz entschädigt. Bereits am 19. November 1802, also noch bevor der Reichsdeputationshauptschluß zustande gekommen war, hatte die Stadt Lahr an den Markgrafen eine Abordnung geschickt, die dem Fürsten folgendes Schreiben überreichte:

„Mit Wonnegefühl sieht die Stadt Lahr, als deren Abgeordnete wir vor Eurer hochfürstlichen Durchlaucht zu erscheinen die Gnade haben, der glücklichen Veränderung entgegen, welche sie unter den segensvollen und beglückenden Zepter Eurer hochfürstlichen Durchlaucht versetzen wird. Sie hat uns den Auftrag erteilt, diese ihre Empfindungen unter den Ausdrücken des lebhaften Dankgefühls gegen die göttliche Vorsehung Eurer hochfürstlichen Durchlaucht untertänigst zu erkennen zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geben, und die Stadt Höchstdero Schutz, Huld und Gnade untertänigst zu empfehlen. Die von ganz Europa verehrte, erhabene Gerechtigkeitsliebe Eurer hochfürstlichen Durchlaucht bürgt ihr dafür, daß Höchstdieselbe auch ihre wohlhergebrachten Privilegien und Immunitäten — die hauptsächlichste, ja man darf sagen die einzige Quelle ihres dermaligen Wohlstandes — huldreich zu bestätigen gnädigst geruhen werden; und unerschütterliche Treue, Gehorsam und Anhänglichkeit an das hochfürstliche Haus werden tätige Beweise desjenigen ehrfurchtsvollen Dankes sein, zu welchem sie sich dadurch gegen Eure hochfürstliche Durchlaucht verpflichtet erachten wird.

Möchte der beglückende Augenblick recht nahe sein, welcher unsere Stadt den Landen Eurer hochfürstlichen Durchlaucht für immer einverleiben wird; möchte unsere Stadt noch eine recht lange Reihe von Jahren das unschätzbare Glück genießen, den weisesten, gerechtesten und huldreichsten aller Regenten als ihren Herrn und Landesvater verehren zu dürfen; möchten endlich Eure hochfürstliche Durchlaucht unserer Stadt recht bald eine Gelegenheit geben, den Ungrund derjenigen, was Übelwollende erst neuerlich von den Gesinnungen ihrer Bürger glauben machen wollen, durch tätige Beweise von Untertanentreue und ehrfurchtsvoller Anhänglichkeit an Eure hochfürstliche Durchlaucht darzutun!

Indem Höchstdieselbe wir von diesen Gesinnungen unserer ganzen Bürgerschaft wiederholt untertänigst versichern, empfehlen wir unsere Stadt und uns der landesväterlichen Huld und Gnade Eurer hochfürstlichen Durchlaucht in derjenigen tiefsten Ehrfurcht, womit wir ersterben.

Eurer hochfürstlichen Durchlaucht Untertänigst treugehorsamste Abgeordnete der Stadt Lahr (L. Wunderlich; A. Baum; J. J. Hugo)."

Der Wunsch der Stadtgemeinde, dem Lande des Markgrafen einverleibt zu werden, ging ja dann bald darauf in Erfüllung. Am 26. September 1803 huldigten die Lahrer Bürger vor dem Landvogte der 1771 an Baden-Durlach gefallenen früheren baden-badischen Herrschaft Mahlberg, Geheimen Rat Freiherrn von Roggenbach, ihrem neuen Landesherrn, dem Kurfürsten Karl Friedrich.

Die neue Herrschaft brachte unserer Stadt Glück; zwar schlugen die schweren Zeiten der napoleonischen Kriege auch ihr manche schmerzliche Wunde; doch setzte in den darauf folgenden Friedenszeiten eine ungeahnte Entwicklung ein; vor allem war es die Industrie, die sich in ganz hervorragender Weise entfaltete, so daß schon Mitte der zwanziger Jahre Lahr als die erste Handelsstadt im Großherzogtum galt; und wenn sie auch seitdem von andern durch deren Lage an Verkehrswegen bevorzugteren Städten, wie Mannheim, überholt wurde, so ist sie doch durch die eigene Kraft ihrer Bewohner eine der gewerbreichsten bedeutendsten Industrie- und Handelsstädte des Landes geblieben. Im Jahre 1804 zählte sie zusammen mit Burgheim etwa 4700 Einwohner; heute sind es über 15000.

Dr. Ottmar Fecht.

V. Die baugeschichtliche Entwicklung Lahrs.

Im Mittelalter.

Die beiden ältesten Baudenkmäler Lahrs sind der Storchenturm und die Stiftskirche. Sie hängen mit der Gründung der Stadt aufs engste zusammen.

I. Schloß und Stadt.

1. Der Storchenturm ist ein Überrest der Tiefburg, die bald nach 1200 die Herren von Hohengeroldseck am Ausgange des Schuttertales anlegten, und die von den Franzosen im Jahre 1677 zerstört wurde. Wie sie dann aussah, zeigen zwei Bilder aus dem 18. Jahrhundert, die in den städtischen Sammlungen hängen. Darnach können wir uns eine ziemlich deutliche Vorstellung von

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der ganzen Anlage machen. Es war ein gewaltiges Mauerviereck mit einem mächtigen Rundturm an jeder Ecke, von Wall und Graben umgeben. Der Storchenturm bildete die Ostecke. Hier stieß auch das eine Hauptgebäude der Burg an, das sich der Südostmauer entlangzog, der Palas, dessen stolzer Giebel, nach Nordosten schauend, den Turm noch überragte. Das andere lag gegenüber auf der Südwestseite. Dazwischen blieb ein länglicher Hof frei, in dessen Mitte ein großer viereckiger Turm stand, wohl das älteste Stück der ganzen Anlage.

Heute sind außer dem Storchenturm nur noch geringe Reste der anstoßenden Mauer übrig: nämlich ein längeres Stück der Südostmauer, die zugleich die Längswand des Palas bildete, mit zwei übereinander gelegenen Fenstern und einer vermauerten Türöffnung, und ein kürzeres Stück der Nordostmauer, von der Giebelwand des Palas, in der noch die Hälfte eines Fensters zu erkennen ist. Turm und Mauern sind mit schön geboßten Sandsteinquadern bekleidet. Die Fenster zeigen die Formen des „Übergangsstiles" vom gotischen zum romanischen. Es sind Doppelfenster mit „Kleeblattbogen", die von einem größeren Rundbogen überspannt werden. Das etwas vornehmere Giebelfenster hat vor den Pfosten noch schlanke Säulchen mit zierlichen Kapitellen, von denen Rundstäbe ausgehen und die Bogen umziehen. Auch am Turm kehrt der Kleeblattbogen wieder: über der Eingangstür im Untergeschoß und über den kleinen Doppelfensterchen des Obergeschosses. Das Mittelgeschoß weist lange, schmale Schießscharten auf, und am Mauerkranze unter dem „Zeltdach" kann man noch mächtige Zinnen erkennen, deren Zwischenräume ebenso wie die Fensterchen heute vermauert sind.

2. Die Tiefburg ist der Kern, aus dem die Stadt Lahr hervorgewachsen ist, und um den sich in halbkreisförmigen Ringstücken in der Richtung der Marktstraße die ersten Stadtteile herumgelegt haben. Man kann dies noch an dem Laufe der Roßgasse und Kirchstraße erkennen. — Die ersten Häuser außerhalb der Burg waren die herrschaftlichen Wirtschaftsgebäude auf der Nordostseite. An diese schlossen sich bald andere an, einfache Bauernhäuser, und so entstand ein Dorf, das gegen Ende des 13. Jahrhunderts zur Stadt erhoben wurde. Diese erste Stadt reichte etwa bis zur Kirchstraße und war schon vom Schutterkanal durchströmt. Ihren Mittelpunkt bildete der Schloßplatz mit der Schloßkapelle. Noch heute gehören die Häuser zwischen der Stadtmühle und dem Schloßplatz zu dem ältesten erhaltenen Bestand der Stadt.

In den nächsten hundert Jahren dehnte sie sich weiter nach Norden aus. Es war die Zeit, wo sich die Gewerbe entwickelten. Der neue Mittelpunkt wurde jetzt der Sonnen- oder Engelplatz, auf dem ein Brunnen stand. Hier lagen auch die Ratsstube und die Zunfthäuser. Am Kanal siedelten sich die Färber und Gerber an. Die Häuser waren wohl „Fachwerkbauten" mit vorspringenden Obergeschossen. Die Stadt war jedenfalls ummauert; die Nordmauer verlief südlich von der heutigen Kaiserstraße, was an der „Ochsengasse" noch heute zu erkennen ist.

Nach abermals hundert Jahren erfuhr die Stadt eine neue Erweiterung nach Norden. Im Jahre 1471 erlaubte Kaiser Friedrich III. der Bürgerschaft, die Talstraße, die bisher südlich an Lahr vorbeigeführt hatte, in ihre Mauern einzubeziehen. Damit ging der ganze Verkehr durch die Stadt, und der Handel fing an sich zu entwickeln. Rasch war die neue Straße mit Häusern besetzt: der Urteilsplatz wurde der neue Mittelpunkt des öffentlichen Lebens. Den Abschluß nach Norden bildete jetzt eine Mauer, die nördlich von der heutigen Kaiser- und Friedrichstraße verlief.

II. Stiftskirche und Vogtsvorstadt.

Unterdessen war im Südosten der Stadt eine zweite, kleinere Ansiedlung entstanden und hatte sich zu einer Vorstadt ausgewachsen.

1. Hier gründete im Jahre 1259 ein Geroldsecker zum Andenken an seine verstorbene Gemahlin ein kleines Kloster mit einem Spital und einer Kirche, aus der die heutige Stiftskirche hervor-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gegangen ist. Es war eine gewölbte, dreischiffige „Basilika“ in gotischem Stil mit einem hohen Chor und Strebepfeilern mit „Kaffgesims“, war aber ursprünglich nur halb so groß wie heute und hatte anstatt des Turmes nur einen „Dachreiter“; im Innern trennte ein „Lettner“ den Chor von dem Langhaus. An sie schloß sich nach Südosten das einfache Klostergebäude an, das heute ganz verschwunden ist. Nur die „Klostermatte“ und die „Klostermühlgasse“ erinnern noch daran. Der Kirche ist es dann ähnlich ergangen wie dem Burgheimer Kirchlein. Sie wurde gegen Ende des Mittelalters nach vorn erweitert und bekam einen Turm über dem Eingang, der erst vor etwa 40 Jahren als baufällig durch einen ähnlichen ersetzt wurde. Auch sonst ist viel an ihr erneuert worden. So wurden im 18. Jahrhundert der Lettner und der Dachreiter entfernt. Um 1850 aber wurde sie gründlich „restauriert“ und damals erst der vordere Teil des Langhauses eingewölbt und die meisten Strebepfeiler der Seitenschiffe neu hinzugefügt.

Aus dem 13. Jahrhundert stammt also nur der hinterste Teil der Kirche, der aber zu den ältesten gotischen Bauten in unserm Lande gehört. Der Chor ist aus dem Achteck gestaltet, hat schlanke Strebepfeiler und hohe Spitzbogenfenster mit „Maßwerk“. Ganz ursprünglich ist nur das dreiteilige Mittelfenster, daß ausgesprochen „frühgotische“ Formen zeigt. Seinen schlanken Pfosten innerhalb des großen Bogens, die drei kleinere Spitzbogen tragen, sind Säulchen vorgelegt; von ihrem schmucklosen „Kelchkapitelle“ gehen die runden Wülste aus, die wie eine Fortsetzung jener Säulchen die kleinen und den großen Spitzbogen und die „Dreipässe“ des Maßwerks umziehen. Im Innern finden sich ähnliche Formen bei den „Diensten“, die das Kreuzgewölbe des Chores tragen, sowie den Halbsäulen der Seitenschiffe. Dagegen zeigen die drei Portale auf der Vorderseite ausgesprochen „spätgotische“ Formen: auf steilen, reichgegliederten Sockeln erheben sich schlanke Halbsäulchen, die als „Rundstäbe“ abwechselnd mit „Hohlkehlen“ die Gewände bilden und sich in einem flachen Spitzbogen kreuzen; so am Mittelportal, während die Seitenportale im „Eselsrückenbogen“ schließen.

2. Zwischen der Klosteranlage und der Stadtmauer entstanden allmählich Häuser. Unmittelbar an der Stadt hin nach Süden zog sich die „Schäferei“, etwa in der Gegend, die heute der „Winkel“ heißt, wo noch manches sehr alte Haus erhalten sein mag. Der „Kirchweg“, der von der Stadt nach der Kirche führte, wurde ausgebaut und über den Schutterkanal zwei Brücken gelegt („im Zweibrückischen“). So entwickelte sich hier allmählich eine kleine Vorstadt, in die man von der Kirchgasse aus durch das „Vogtstor“ gelangte, und die darum die „Vogtsvorstadt“ hieß. Ihr Mittelpunkt war der Bärenplatz, der früher Lindenplatz hieß; hier stand ein Brunnen.

In der Neuzeit.

Das wichtigste Ereignis in der Baugeschichte Lahrs ist die Zerstörung der Stadt durch die Franzosen im Jahre 1677. Damit geht das alte Lahr unter.

III. Die Stadt bis zur Zerstörung.

1. Die Neuzeit macht sich in dem Stadtbilde Lahrs in doppelter Weise bemerkbar. Während seit der Reformation das Kloster allmählich zerfiel, wurde das Aussehen der Stadt im 16. Jahrhundert immer vornehmer. Von Italien her war eine neue Bildung gekommen und hatte in den deutschen Städten Aufnahme gefunden. Sie hatte auch einen neuen Baustil gebracht, den „Renaissancestil“. Besonders in der Nähe des Urteilsplatzes mögen Häuser in diesem neuen Stile entstanden sein.

Erhalten davon ist nur noch das Rathaus, das im Jahre 1608 erbaut ist. Mit der schmäleren Giebelseite tritt es auf die Straße vor und bildet so einen hübschen Abschluß sowohl des Urteilsplatzes als der Marktstraße. Das kam früher noch mehr zur Geltung, als das Erdgeschoß sich in großen Spitzbogen zu einer Art von Kornhalle öffnete und zu dem Altan auf der Ostseite eine statt-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

liche Freitreppe hinaufführte, wie es eine bekannte ältere Photographie zeigt. Seine heutige Gestalt bekam es im Jahre 1885. Damals wurden die Bogen geschlossen, die Treppe ins Innere verlegt und auch das Türmchen — es war ein einfaches Holztürmchen —, das früher als ein echter Dachreiter weiter hinten saß und den schlanken Giebel frei ließ, auf dessen Spitze gerückt.

Doch auch so zeigt das Gebäude noch die Formen der „Spätrenaissance“: den geschweiften Giebel, der in großen „Voluten“ endigt und die breiten, dreiteiligen Doppelfenster mit dem geraden Sturz und den zierlichen Hohlkehlen im Gewände. Merkwürdig ist, daß auf der Giebelseite die Mitte der Fenster eckförmig vorspringt. Dazu kommt auf der Ostseite der schmucke Altan mit seiner schönen Maßwerkbrüstung, von dem aus man ehemals, wenn man die mit ähnlicher Brüstung versehene Freitreppe heraufgestiegen war, unter dem breiten „Korbbogen“ hindurch ins Innere gelangte. Geschützt ist diese Pforte durch ein leichtes Zeltdach, das drei fein „kannelierte“ schlanke Säulen mit reich verzierten Kapitellen tragen. Sie ruhen wieder auf „diamantierten“ Sockeln, die in die Brüstung eingelassen sind. Die mittlere trägt am Kapitell das Stadtwappen. Heute befindet sich der Eingang unter dem Altan, der hier eine Art von Vorhalle bildet. Über dem großen Spitzbogen, in dem sie sich nach der Straße zu öffnet, steht in der Mitte die Jahreszahl 1608.

2. Eine Vorstellung von der Ausdehnung und Anlage der Stadt in jener Zeit gibt uns ein Plan aus dem Jahre 1643. (Siehe Seite 52.) Am Südende liegt noch das Schloß mit seinen vier Ecktürmen und dem Graben, auf dem Platz davor die Schloßkapelle, in der Nähe am Schutterkanal: Marstall, Reitschule und Badhaus; letzteres jetzt noch erkennbar in dem Hause Roßgasse 7. An der Nordwest- und Südostseite des Schloßgrabens setzt die Stadtmauer an und zieht sich in zwei Schenkeln (etwa in der Richtung der Allee- und Schillerstraße) nach Norden bis auf die Höhe der Obststraße. Dann biegt sie nach Westen und Osten aus und schließt bei der heutigen vorderen Mauergasse die Stadt nach Norden zu ab. Größere Reste dieser Mauer sind noch in der Stadtmühle und in der hinteren Mauergasse zu sehen, wo ein runder Mauerturm erhalten ist. Vier Tore stehen noch; sie mögen ähnlich ausgesehen haben wie die in Gengenbach: wo die Talstraße die Stadt betrat, das Rappentor; wo sie es verließ, das Dinglinger; am Ende der Kirchstraße das schon erwähnte Vogtstor, und am Nordende der Marktstraße das doppelte Obere Tor.

Innerhalb dieses Mauerringes verlaufen die Straßen oder Gassen ähnlich wie heute, nur heißen sie meist anders. So heißt das Stück vom Rathaus nach dem Dinglinger Tor Spitalgasse; hier liegt auf der rechten Seite etwa in der Mitte die „Landschreiberei“ (heute Kaiserstraße 15), am Tor das Spital. Das Stück vom Urteilsplatz bis zum Rappentor heißt Rappengasse; hier liegt auf der linken Seite das Pfarrhaus und der „Amtshof“. Die Metzgerstraße ist die Judengasse; hier liegt an der Mauer die „Judenschule“. Die Mühlgasse ist die Badergasse. Die Schlosserstraße heißt Strauchgasse (später Schnadergasse), die Blumenstraße: Entengasse. Nur wenige von diesen „Gassen“ haben ihren guten alten Namen behalten, wie Markt-, Obst- und Kirchstraße, die Roßgasse und der Brestenberg. Die Ochsengasse ist damals noch offen. Zwischen dem Engelplatz und der Marktgasse stehen die „Brotlaub“ und die „Metzig“, am Urteilsplatz der „Stiftshof“, die herrschaftliche Trotte und der „Speicher“. Die Stadt ist reichlich mit Brunnen versehen. Erhalten davon haben sich nur zwei, nämlich am Urteilsplatz der „Obere Stockbrunnen“ und am Anfang der Kirchstraße der „Untere Stockbrunnen“. Damals steht z. B. noch in der „Hundsgasse“ (Lammstraße) der „Baderbrunnen“, in der Kirchgasse der „Kuttelbrunnen“.

Ein reges Leben mag zu jener Zeit in der Stadt geherrscht haben, die nach dem Dreißigjährigen Kriege wieder zu einigem Wohlstand gedieh. Das alles vernichtete ein einziger Tag. Am 15. September 1677 legten sie die Mordbrennerscharen Ludwigs XIV. in Schutt und Asche. Nur etwa 40 Häuser, darunter das Rathaus und die Torbauten, blieben stehen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

IV. Die Stadt von der Zerstörung bis 1827.

Vom Jahre 1677 an kann man die Entwicklung des neuen Lahr rechnen, die nun über hundert Jahre baugeschichtlich und wirtschaftlich unter französischem Einfluß steht.

1. Die Stadt wurde nach der Zerstörnng auf den alten Fundamenten rasch wieder aufgebaut. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts setzte dann eine erneute, ruhigere Bautätigkeit ein. Es war die Zeit, in der Lahr anfing, eine Industriestadt zu werden. Von dem französischen Straßburg kam eine neue Bauweise herüber: eine spätere Ausgestaltung des „Barockstils", der sich aus dem Renaissancestil entwickelt hatte. Kenntlich ist er an den geschwungenen Linien der Tür- und Fensterstürze, den weit ausladenden Gesimsen, den über Eck gestellten Säulen und dem überreichen Schmuck mit seinen schiefrunden Ornamenten. In diesem Stil war z. B. das Kloster Ettenheimmünster gebaut, von dem jetzt nur noch die Kirche steht, von dem aber manches nach Lahr gewandert ist, wie die Tür- und Fenstergewände des einen Gebäudes der Maurerschen Roßhaarspinnerei, das schöne Gitter an dem Hause Friedrichstraße 37, und vielleicht auch das etwas überladene Portal und die Fenster des Maler Franzschen Hauses am Marktplatz, während das Seitengebäude mit der schönen Holzgalerie aus älterer Zeit stammt.

Natürlich waren die Wohnhäuser einfacher gehalten. So haben wir hier eine Reihe guter, bürgerlicher Spätbarockbauten, namentlich in der Nähe des Rathauses. Sie zeigen meist schöne Eckquader, stark vortretende Gesimse und fein geschwungene Tür- und Fensterstürze, wie die Apotheke und das Joossche Haus am Urteilsplatz oder das Haus Marktstraße 6. Hübsch geschmückt sind gelegentlich die Verschlußsteine des Fensterbogens; so an dem Bäcker Wickertschen Hause in der Obertorstraße, das auch eine verzierte Ecke hat, und dem übrigens durch einen Ladeneinbau verdorbenen Bäcker Ohnmachtschen Hause. Besonders reiche Formen weist das Koppsche Haus am Bärenplatz auf mit seinem stattlichen Balkon und den üppig verzierten Konsolen, die ihn tragen. Das feinste Stück aber ist das Bäcker Meistersche Haus mit den zierlich geschwungenen Fensterbänken und der schmucken Haustür und ihrem „Oberlicht". Leider ist das Erdgeschoß durch ein verbreitertes Ladenfenster entstellt.

2. Unterdessen erweiterte sich die Stadt bedeutend nach Süden, sowie der Talstraße entlang nach Westen und Osten, wo die Dinglinger und Rappenvorstadt entstanden. Im Jahre 1757 hatte der damalige Herr der Stadt, ein Fürst von Nassau, das Gebiet des zerstörten Schlosses den Bürgern zur Überbauung überlassen, und so bildete sich das Häuserviertel südlich vom Schloßplatz. Die Marktstraße wurde verlängert, und in der Vogtsvorstadt im Jahre 1785 über die Schutter eine neue große Brücke gelegt, die über dem Mittelbogen nach der Talseite das Stadtwappen trägt.

Neben jene einfachen Barockbauten treten bald Häuser mit noch schlichteren Bauformen. Der Barockstil wird schließlich durch eine Bauweise abgelöst, die nicht sowohl auf malerische Belebung als auf geometrische Gliederung der Flächen ausgeht. Die Fronten der Häuser werden flach, die Linien an Fenstern und Türen streng gerade, der Schmuck verschwindet fast; doch findet sich öfter ein schmuckes Mansardendach. Bezeichnend sind die kaum vortretenden, höchstens durch einfache Schlitze geschmückten Konsolen unter den Fensterbänken, wie an dem Hause Kaiserstraße 11, sowie die Aufteilung der Wandflächen unter den Fenstern durch Rechtecke, die gelegentlich durch einen Kreis unterbrochen werden, wie an dem Hause Marktplatz 4.

In ähnlichem Stil sind auch einige vornehme Patrizierhäuser in der Dinglinger Vorstadt gehalten, wie das Stoessersche, Buchererscher und vor allem die von Lotzbeckschen Gebäude. Das Haupthaus mit seinen feinen, vornehmen Einzelformen und den großen, edeln Verhältnissen, die in der engen Straße leider nicht zur Geltung kommen können, ist wohl das künstlerisch wertvollste Baudenkmal hier aus der neueren Zeit. Merkwürdig sind die zopfartigen kleinen Girlanden, Blatt- oder Fruchtkränze, mit Bändern umwunden, wie sie sich z. B. an der Fensterbekrönung des von

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lotzbeckschen Hauses oder an den mächtigen Urnen finden, die das Dachgesims des Stoesserschen Hauses schmücken. Sie haben dieser ganzen Bauweise den Namen „Zopfstil“ eingetragen.

3. Damit sind wir in die Zeit gekommen, wo die großen industriellen Anlagen entstanden, die Lahrs Ruf als Fabrikstadt begründet haben, die Fabriken von Trampler (1793), v. Lotzbeck (1794) und Voelcker (1806). Es ist die Zeit um 1800 und zu Anfang des 19. Jahrhunderts, wo nach der französischen Revolution sich ein lebhafter Handelsverkehr mit Frankreich entwickelte. Eine einfache heimische Bauweise kommt auf, die wegen ihrer altmodischen Schlichtheit und Geradheit der „Biedermeierstil“ heißt. Die Häuser, die damals gebaut wurden, sehen aus wie Landhäuser und zeigen meist ganz glatte Wandflächen, gerade Fenster- und Türstürze und als einzigen Schmuck ein schmales, von zwei Konsolen getragenes Gesims über der Haustür. So das evangelische Pfarrhaus bei der Stiftskirche, oder das Stautzsche Haus beim Gymnasium. Der früher mit Unrecht bespöttelte Stil hat in dem Bauwesen der Stadt noch lange günstig nachgewirkt.

Sein vornehmster Vertreter aber ist die Sandersche Villa mit dem langen, schmalen Balkon im ersten Stockwerk und dem eigenartigen Aufbau im mittleren Teile des Dachgeschosses, der mit seinen Pilastern und dem flachen Giebel deutlich die Anlehnung dieser Bauweise an die einfachen Formen der Antike zeigt. — Hier haben wir zugleich das klarste Beispiel einer herrschaftlichen Bauanlage aus jener Zeit: in der Mitte im Hintergrund das freistehende Herrschaftshaus, zu beiden Seiten die Nebengebäude, die als Wirtschafts- oder Fabrikräume dienen. Dieselbe bauliche Anlage findet sich z. B. bei dem Heidlauffschen Hause und fand sich ursprünglich auch beim Gymnasium.

4. Außerhalb der Stadt entstanden richtige Landhäuser im Biedermeierstil, wie z. B. die Wäldinsche Villa in der Geroldseckervorstadt, der „Leipziger Hof“ an der Bergstraße und das Haus auf dem „Spierlinsrain“. Auch die Gärten an der Obertorstraße wurden damals angelegt, und so hat die Stadt auf dem Plan, den der Amtmann Stein seiner „Geschichte und Beschreibung der Stadt Lahr“ vom Jahre 1827 beigibt, schon einen beträchtlichen Umfang. In der Anlage der eigentlichen Stadt hat sich wenig geändert. Das Schloß mit der Kapelle ist verschwunden. Die Marktstraße durchbricht die Stadtmauer und setzt sich als „Neue Straße“ bis über die Schutter fort, während bis zum Jahre 1801 das Vogtstor den einzigen Zugang zur Stadt von Süden her gebildet hatte. Von den Toren sind das Rappen- und Vogtstor erst vor kurzem abgebrochen worden; es stehen noch das Dinglinger und das Obere Tor, die ein Menschenalter später fallen sollten. Nur das Zollhaus vor dem Dinglinger Tor mit der Jahreszahl 1784 ist heute noch erhalten. Die Vogtsvorstadt hat sich über die Schutter nach Süden ausgedehnt und ist durch die „Neue Kreuzgasse“ (Gärtnerstraße) mit der Rappenvorstadt zusammengewachsen.

V. Die Stadt von 1827 bis heute.

Nach Norden und Südwesten ist die Stadt noch frei; es sind Gebiete, die sie sich erst durch ihre moderne Entwicklung erschlossen hat.

1. Diese wies unter dem Zeichen des Verkehrs zunächst nach Westen. Deshalb dachte man vor etwa hundert Jahren daran, die Westseite planmäßig auszubauen, und der Karlsruher Architekt Weinbrenner entwarf einen Plan für diese Erweiterung. Danach sollte etwa von der mittleren Schillerstraße nach Nordwesten gerichtet ein großer, länglicher Marktplatz mit der neu zu erbauenden katholischen Kirche zu liegen kommen, dessen Hauptzufahrtsstraßen von Osten her die Metzger- und von Norden her die Schillerstraße geworden wären. Vor dem Platz sollte eine breite „Neue Marktstraße“ nach Nordwesten führen, sollte bei der Jammstraße auf die Dinglingerstraße stoßen und mit der gerade verlängerten Luisen- oder Poststraße dort zusammentreffen. Mehrere Querstraßen sollten die Dinglinger und Poststraße verbinden. Dieser Plan, der den westlichen Teil der Stadt einheitlich gestaltet hätte, ist nicht ausgeführt worden. Mit der Lotzbeck-, Jamm- und Geigerstraße ging man

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

später zur quadratischen Anlage über statt der gedachten fächerförmigen. Unterdessen entstanden im Süden neue Straßenzüge, wo bereits im Jahre 1827 die Neue Straße an dem Sanderschen Anwesen vorbei über die Schutter führte, und wo im Jahre 1865 der Staatsbahnhof angelegt wurde. Und wie im Süden die Stadt die Schutter überschritt, so stieg sie im Norden und Nordwesten am Schutterlindenberg und Altvater hinauf.

2. In den letzten Jahrzehnten hat sie sich stetig vergrößert und stark verändert. Zunächst sind es öffentliche Bauanlagen, die den Umkreis der Stadt erweitern und neue Stadtteile zu bilden beginnen. Im Süden gewinnen die Kasernen immer größere Ausdehnung. Ein großes Gebiet umfaßt im Südwesten der neue Bahnhof, ferner das Gas- und das Elektrizitätswerk und der Schlachthof. Mit dem Stadtpark und dem neuen Friedhof erstreckt sich das Stadtgebiet weit nach Westen und Nordwesten. Den Nordosten beherrschen die stattlichen Gebäude der Friedrichschule und des Seminars, des Bezirkskrankenhauses und des Reichswaisenhauses. Ansehnliche Gruppen von Arbeiterhäusern hat der „Gemeinnützige Bauverein" im „Glosten", am „Rosenweg" und auf dem „Schadlohn" errichtet. Die bedeutendste Erweiterung aber hat Lahr durch die Eingemeindung von Burgheim erfahren. — Innerhalb der Stadt tun sich zahlreiche öffentliche Gebäude hervor und geben ihr ein Ansehen, vor allem die beiden Kirchen: die katholische mit ihren zwei spitzen Türmen im romanischen Stil (eingeweiht 1852), und die evangelische Christuskirche mit ihrer Kuppel im Renaissancestil (vollendet 1880).

Nicht durchweg hat sich das Stadtbild zu seinem Vorteil verändert. Manches schöne, alte Haus ist verschwunden oder durch Umbau entstellt. Gerade einige öffentliche Gebäude zeigen sodann jene unglückselige Nachahmung des Renaissance- und Barockstiles, wie sie noch in den achtziger Jahren herrschte. Doch macht sich auch schon der gute neudeutsche Stil bemerkbar, der sich in den letzten 25 Jahren entwickelt hat. Man vergleiche nur das alte und das neue Reichswaisenhaus! An guten öffentlichen Gebäuden nennen wir z. B. die Reichsbank, das Seminar und das neue Bahnhofgebäude, an guten Wohn- und Landhäusern das Stoessersche in der Hochstraße und das des Stadtbaumeisters Nägele im „Hagedorn". Als Muster guten Stils für eine technische Anlage mag der Neubau der Nestlerschen Maßstabfabrik gelten.

Prof. Dr. Steurer.

VI. Das Erste deutsche Reichswaisenhaus in Lahr.

Glücklich das Kind, über dessen Wohlergehen das liebende Auge der Mutter wacht und das an der sichern Hand des Vaters durch den Blumengarten seiner Jugend schreiten darf! Aber nicht alle Kinder sind so glücklich; es gibt viele, die ihre Eltern verloren haben, noch ehe sie den Namen Vater und Mutter auszusprechen imstande waren. Dies sind die Waisen, die Ärmsten der Armen. Wer möchte ein solches Kind nicht bemitleiden? Edle Menschenfreunde haben sich denn auch zu allen Zeiten gefunden, die das Los dieser Armen zu erleichtern suchten; und in manchen Städten unseres Vaterlandes sind Häuser errichtet worden, die diese Kinder aufnehmen sollen, die sogenannten Waisenhäuser. Auch in Lahr haben wir ein Waisenhaus; während aber die meisten dieser Häuser nur den Waisen der einzelnen Städte, von denen sie erbaut wurden, oder höchstens des dazugehörenden Kreises dienen, nimmt unser Lahrer Waisenhaus Kinder aus allen Gauen unseres Vaterlandes auf, wie es ja auch aus Mitteln, die aus ganz Deutschland zusammengekommen waren, errichtet worden ist. Es heißt darum Reichswaisenhaus, und zwar zum Unterschiede von den andern derartigen Anstalten, das Erste deutsche Reichswaisenhaus. Und neben den Lahrer Industrieerzeugnissen ist es eben dieses Lahrer Reichswaisenhaus, das den Namen unserer Stadt überall in Deutschland und weit darüber hinaus bekanntgemacht hat.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Das Erste deutsche Reichswaisenhaus ist eine Schöpfung der deutschen Nation, hervorgegangen aus der Anregung des „Lahrer Hinkenden Boten“ und der ersprießlichen Tätigkeit der deutschen Fechtschulen als ein Zeichen des Wohltätigkeitssinnes deutscher Männer, Frauen und Jungfrauen.

In die Anstalt werden arme deutsche Waisen ohne Rücksicht auf das Glaubensbekenntnis aufgenommen. Sie sollen in derselben sorgfältige Pflege und Erziehung finden; sie erhalten Unterricht in den Schulen der Stadt Lahr und gründliche Unterweisung in ihrem Glaubensbekenntnis.“ (§§ 1 und 2 der Satzungen.)

Es war im Januar 1876, als der bekannte Volksschriftsteller Oberingenieur Albert Bürklin dem Verleger des „Lahrer Hinkenden Boten“, Moritz Schauenburg, das Manuskript der Standrede für den 1877er Kalender einschickte mit der Überschrift „Viele Wenig machen ein Viel“, worin er zur Sammlung von Zigarrenabschnitten aufforderte, um aus deren Erlös nach dem Vorbilde eines damals schon seit neun Jahren bestehenden Berliner Sammelvereins armen Kindern auf Weihnachten Kleider zu beschaffen. Moritz Schauenburg drückte bei Rücksendung des Manuskripts seinen vollen Beifall zu dem angeregten Gedanken aus, ging aber sofort einen Schritt weiter und schrieb: „Wir wollen nicht nur Zigarrenspitzen sammeln, sondern auch Pfennige von Nichtrauchern und wollen ein Waisenhaus bauen.“ Der kühne Plan fand bei Albert Bürklin freudige Zustimmung; er änderte die Standrede ab und gab ihr die Fassung, welche im Jahrgang 1877 des Lahrer Hinkenden Boten erschien. Im folgenden Jahre setzte Bürklin die Werbung für das „Reichswaisenhaus“ fort mit einem unter der alten Überschrift „Viele Wenig machen ein Viel“ im Kalender abgedruckten Aufsatz, der die rührende „Geschichte einer Waise“ enthielt. Auch in den weiteren Jahrgängen seines Kalenders hat der Lahrer Hinkende Bote für den Reichswaisenhausgedanken gewirkt. Und er fand freudigen Anklang nicht nur in Deutschland, sondern weit über dessen und Europas Grenzen hinaus, und überall wurden von einzelnen Freunden der Sache und von ganzen Vereinen Beiträge aufgebracht. Schon im Jahre 1879 wurde in Mannheim von einer Fechtschule für das Lahrer Reichswaisenhaus gesammelt und zwar mit bestem Erfolg. Ein Jahr später trat das Unternehmen in eine neue segensreiche Epoche, als eine Gesellschaft wackerer Männer in Magdeburg, der Stadtfelder Pfeifenklub, beschloß, durch Sammlung freiwilliger Beiträge „aus Kreisen fröhlicher Leute“ den Plan des Hinkenden Boten zu fördern. Die Gesellschaft nannte sich nach dem Mannheimer Beispiel „Deutsche Reichsoberfechtschule“, und der an ihrer Spitze stehende Reichsoberfechtmeister Heinrich Nadermann entwickelte eine rührige Tätigkeit, um in ganz Deutschland Fechtschulen zu organisieren und dieselben zu einem mächtigen Verband zusammenzuschließen, der auch heute noch im Segen wirkt.

Schon im Jahre 1882 waren die Sammelergebnisse so angewachsen, daß man an die Verwirklichung des Reichswaisenhausgedankens herantreten und einen günstigen Gelegenheitskauf abschließen konnte. Das angekaufte Gut liegt am Südwestabhange des Altvaterberges, 75 Meter über der Stadt, und umfaßt einen massiven Hauptbau mit ganz durchziehenden trockenen Kellern, ferner Stallungen, Remise, Scheuern, Heuboden usw. Außerdem gehörten zum Gut 5 Morgen Park und 8 Morgen Rebgut, Garten, Ackerland und Wiesen. Vom Hause und der an seiner ganzen Front hinlaufenden 10 Meter breiten, beiderseits von üppigen Roßkastanien flankierten Terrasse hat man einen wunderbaren Ausblick auf die Stadt, das reizende Schuttertal und über das weite Rheintal hin zu der Südwestgrenze Deutschlands, dem Kamm der Vogesen. Der im Hintergrunde des Anwesens steil aufsteigende dunkle Tannenwald läßt die gefälligen Umrisse des Hauses mit seinem Mauerwerk aus dem heimischen roten Sandstein und dem schwarzen Schieferdach leuchtend hervortreten und fernhin sichtbar erscheinen, ein überaus stimmungsvolles Bild. Der Kaufpreis des Gutes betrug 40000 Mk.

Noch reichten aber die Mittel nicht aus, um das Gut seiner Bestimmung zu übergeben und den Betrieb zu eröffnen, zumal auch ein umfassender Umbau und der Aufbau eines dritten Stockwerkes

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

notwendig war. Erst am Pfingstmontag, 25. Mai 1885 konnte die feierliche Eröffnung des Hauses erfolgen. Die Stadt Lahr hatte sich aufs reichste geschmückt. Zahlreich waren die Freunde und Mitarbeiter des Werkes aus allen Gegenden des großen Vaterlandes herbeigeeilt, und in stattlichem Zuge gingen die staatlichen und städtischen Vertretungen, die Gäste und alle Lahrer Vereine bei goldenem Sonnenschein vom Bahnhofe nach dem Altvater, wo auf der großen Terrasse die Feier mit dem gemeinsam gesungenen Te Deum eröffnet wurde. Nach der die Bedeutung des Liebeswerkes und die Grundsätze, nach welchen seine Arbeit geführt werden solle, in klaren Zügen schildernden Festrede, einer Hymne des Kirchenchors und der Übernahme des Hauses durch die Hauseltern Schnekenburger betrat einer der vierzehn Erstlinge der Anstalt einen Stuhl auf der Freitreppe, um ein kurzes Dankgedicht zu sprechen. Das war ein Moment von so tiefergreifendem Eindruck, daß in der großen Versammlung kaum ein Auge trocken blieb. — Seither arbeitet das Erste deutsche Reichswaisenhaus im Geiste seiner Stifter. Es war ein reicher Segen für die Anstalt, daß in den ersten Haus-eltern Leute gefunden waren, die den Zöglingen wirklich und in inniger Hingabe Vater und Mutter wurden, und denen alle Zöglinge zeitlebens ihre Dankbarkeit bewahren. Und so sind auch die Erfolge dieser Arbeit im ganzen glückliche gewesen, und es konnte beim zehn- und zwanzigjährigen Stiftungsfest mit hoher Befriedigung darauf hingewiesen werden, daß körperliche und geistige Entwickelung bei weitaus den meisten Knaben durchaus gute waren und auch ihre sittliche Führung mit wenigen Ausnahmen allen gehegten Erwartungen entsprach. Von den meisten der nach vollendeter Schulzeit entlassenen Zöglingen wissen wir, daß sie tüchtige, brauchbare Menschen geworden sind, die der Stätte ihrer Erziehung Ehre machen. Die durchschnittliche Zahl der Zöglinge betrug 65. Seit Eröffnung des Hauses wurden im ganzen 379 derselben entlassen. Die meisten wandten sich je nach ihrer Neigung einem Handwerk zu. So sind z. B. 25 Bäcker, 18 Schlosser, je 15 Gärtner, Buchbinder und Schreiner geworden. Den kaufmännischen Beruf erwählten 18, Lehrer wurden 6; die übrigen verteilten sich auf 49 verschiedene Gewerbe. — Die Vermögensverhältnisse des Hauses haben sich in einer Weise entwickelt, wie es die einstigen Gründer nie zu hoffen gewagt hätten. Während noch bei der Eröffnung der Anstalt bange Sorge das Herz manches treuen Mitarbeiters bedrückte, ob wohl auch die Mittel ferner so weiterfließen würden, daß der Betrieb des Hauses dauernd aufrecht erhalten werden könne, ist das Vermögen heute, dank reicher Legate und Stiftungen edler Menschenfreunde, so angewachsen, daß bereits ein zweites großes Haus, 80 Meter vom älteren entfernt, errichtet werden konnte, welches mit einem Aufwand von gegen 200000 Mark ganz nach allen modernen Gesichtspunkten erbaut ist. Es ist ein Verdienst des Lahrer Hinkenden Boten, durch seine alljährlichen Rechenschaftsberichte den Gedanken des Reichswaisenhauses lebendig erhalten und immer wieder die Anregung zu weiteren Zuwendungen gegeben zu haben. Die reichste derselben ist die Stiftung des am 25. März 1906 in Lugano verstorbenen Rechnungsrats Theodor Thaeder; sie beträgt 612000 Mk. Der Albert-Bürklin-Fonds wurde namens der Erben des am 8. Juli 1890 verstorbenen Mitbegründers des Reichswaisenhauses durch dessen Sohn, Wirkl. Geh. Rat Dr. Albert Bürklin, Exzellenz für sich und im Namen seiner Geschwister errichtet und betrug ursprünglich 20000 Mk., hatte aber nach Zuschlag der Zinsen am 1. Juli 1908 die Summe von 40590 Mk. erreicht und wurde dann dem Hauptfonds bestimmungsgemäß einverleibt. Seitdem sind noch viele kleinere und größere Legate gemacht worden, und das Gesamtvermögen betrug am 1. Januar d. Js. 1743231 Mk. Davon sind zinsbringend angelegt 1475109 Mk. Das zum Hause gehörige Gut wurde durch gelegentliche Zukäufe bedeutend vergrößert und umfaßt 6½ Hektar Äcker, Garten, Wiesen und Wald. Es wird bewirtschaftet durch die Hauseltern unter Mithilfe der älteren Zöglinge, welche dabei angemessene nutzbringende und gesunde Beschäftigung finden. Der landwirtschaftliche Betrieb liefert aber auch für die Anstalt Fleisch, Milch, Butter, Gemüse usw.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Geschäftsführung des Hauses wird durch einen Verwaltungsrat aus 17 Mitgliedern, von welchen 9 in Lahr wohnen, besorgt. Vorsitzender ist Herr Dr. Moritz Schauenburg. — Der Reichswaisenhausgedanke ist inzwischen auch in andern Städten verwirklicht worden, indem durch die umfassende und energische Arbeit der Reichsfechtschule Waisenhäuser in Magdeburg, Salzwedel, Schwabach, Niederbreisig und Bromberg errichtet werden konnten. Christoph Schmitt.

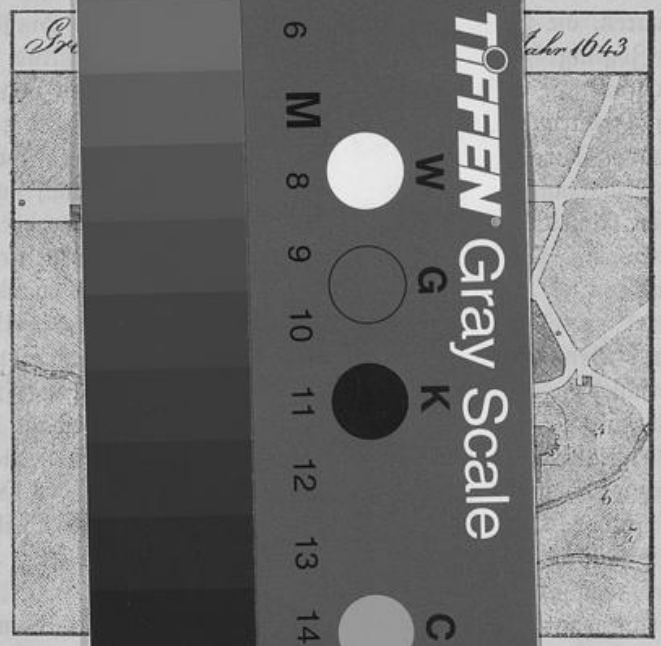
Erklärung.

1 Das Schloß. 2 Stiftskirche und Kloster. 3 Schulgarten. 4 Pfarrgarten. 5 Stiftsgarten. 6 Diakonatsgarten. 7 Klostermatte. 8 Amtsmatte. 9 Schäferei. 10 Marstall. 11 Reitschule. 12 Schloßkapelle. 13 Badhaus. 14 Judenschule. 15 Metzig. 16 Brotlaub. 17 Spital. 18 Landschreiberei. 19 Rathaus. 20 Stiftshof. 21 Alte Landschreiberei. 22 Herrschaftliche Trotte. 23 Pfarrhaus. 24 Speicher. 25 Amtshof. 26 Amtsgarten. 27 Rappentor. 28 Vogtstor. 29 Dinglingertor. 30 Obertor. 31 Kirchweg. 32 Gärtnergasse. 33 Kirchgasse. 34 Strauchgasse. 35 Entengasse. 36 Kuttelbrunnen. 37 Unterer Stockbrunnen. 38 Webergäßle. 39 Marktgasse. 40 Obstgasse. 41 Rappengasse. 42 Oberer Stockbrunnen. 43 Spitalgasse. 44 Ochsengasse. 45 Ochsengäßle. 46 Baderbrunnen. 47 Krämergasse. 48 Judengasse. 49 Badergasse.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Geschäftsführu[illegible] erwaltungsrat aus 17 Mitgliedern, von welchen 9 in Lahr wo[illegible] Dr. Moritz Schauenburg. — Der Reichswaisenhausgedanke ist [illegible] erwirklicht worden, indem durch die umfassende und energische Ar[illegible] in Magdeburg, Salzwedel, Schwabach, Niederbreisig und Bro[illegible]

Christoph Schmitt.



1 Das Sc[illegible] [illegible]rten. 5 Stiftsgarten. 6 [illegible]. 10 Marstall. 11 Reitsch[illegible] [illegible]5 Metzig. 16 Brotlaub. [illegible]shof. 21 Alte Landschreib[illegible]. 25 Amtshof. 26 Amtsga[illegible]0 Obertor. 31 Kirchweg. [illegible] Entengasse. 36 Kuttelbrun[illegible]gasse. 40 Obstgasse. 41 [illegible]44 Ochsengasse. 45 Ochseng[illegible] 49 Badergasse.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf